Charlottens Erbschaft.

Zweiter Band.

Charlottens Erbschaft.

Roman

von

M. E. Braddon.

Verf. von: „Lady Audley's Geheimniß" — „Henry Dunbar" etc.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Aug. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Viertes Buch.

Gustav in England.

Erstes Capitel.

Tage des Friedens.

Nachdem Diana Paget die innigsten Wünsche ihres Herzens einmal auf dem Altare der Pflicht geopfert, fiel es ihr auch nicht ein, dieses fromme Opfer zu bereuen. Nach jenem Weihnachtsabend, an welchem sie zu Charlottens Füßen geknieet, um ihr trauriges Geheimniß zu bekennen und allen Ansprüchen auf den Mann zu entsagen, den sie so thöricht, so zärtlich, mit so romantischer, selbstverleugnungsvoller Hingebung geliebt, verbannte sie alle Gedanken an die Vergangenheit aus ihrem Herzen und Sinn.

Sie fühlte nun eine Leere, eine stumpfe Ruhe, die anfangs sehr peinlich war. Um Charlottens Willen aber hütete sie sich sorgfältig, dies durch ein äußeres Zeichen zu verrathen, und der Gram,

den sie mit starker Hand niederzuhalten wußte, erstarb fast gänzlich.

Die zunächst auf das Weihnachtsfest folgenden Tage waren für Valentin und Charlotte eine Zeit der Wonne und des Friedens. Der nun anerkannte Verlobte fand sich in der Villa ein, wann es ihm beliebte, war aber darauf bedacht, die ihm gestattete Freiheit nicht zu mißbrauchen. Einmal wöchentlich machte er sich das Vergnügen, um fünf Uhr seinen Thee in Mrs. Sheldons kleinem Salon zu trinken, bei welchen Gelegenheiten er Charlotte alle Neuigkeiten aus seiner kleinen literarischen Welt und eine Menge nützlicher Belehrungen aus den Büchern mittheilte, die er gelesen.

Wenn es Mr. Sheldon beliebte, ihn für den Sonntag zum Diner einzuladen, nahm er die Einladung mit Freuden an, und dieses Sonntagsdiner ward allmälig ein feststehender Gebrauch.

„Sie können ja Ihren ganzen Sonntag hier bei uns verleben," sagte Mr. Sheldon eines Tags mit nachlässiger Cordialität. „Ich glaube, Sie müssen den Sonntag in Ihrer Wohnung sehr langweilig finden."

„Ja, Papa," mischte Charlotte sich ein, „er findet ihn sehr langweilig — furchtbar langweilig — nicht wahr, Valentin?"

„Und sie betrachtete ihn mit jenem zärtlichen,

fast mütterlichen Blick, womit junge Damen, welche verlobt sind, ihre Anbeter zu betrachten pflegen.

Miß Halliday war ihrem Stiefvater für seine Freundlichkeit gegen ihren mittellosen Anbeter sehr dankbar und bewies dies durch tausenderlei kleine Liebkosungen, die für einen etwas sentimentalen Mann unendlich bezaubernd gewesen wären.

Zum Unglück aber war Mr. Sheldon durchaus nicht sentimental und jede Gefühlsäußerung schien auf seine Nerven eine beunruhigende Wirkung hervorzubringen. Es gab Zeiten, wo er vor jeder kleinen plötzlichen Liebkosung Charlottens zurückfuhr, wie vor dem Stich einer Natter.

War es Widerwillen oder Ueberraschung, oder Furcht, was sich in diesen Augenblicken im Ausdruck seines Gesichts malte?

Was dieser seltsame Blick aber auch zu bedeuten haben mochte, so war er allzumal zu rasch wieder verschwunden, um einer Analyse unterworfen werden zu können, und der Börsenmäkler dankte seiner Stieftochter für ihre kleine liebevolle Demonstration mit seinem gewöhnlichen Lächeln, dem Lächeln, welches er an der Börse zeigte und welches zuweilen seinen Mund umspielte, wenn sein Herz ein Nest voll Scorpionen war.

Für Valentin war das Leben in diesen rosigen Stunden von Hoffnung und Glanz erfüllt. Er

schaffte seine Bücher und sonstigen Habseligkeiten von Omega Street in Chelsea nach der angenehmen Wohnung in Edgeware-Road, wo er Charlotten näher war und weniger Gefahr lief, seinem vormaligen Gönner, Capitain Paget, im Fall derselbe vom Continent zurückkehrte, in den Weg zu kommen.

Das Glück war ihm günstig. Die Heiterkeit des Herzens, welche ihn jetzt beseelte, lieh seiner Feder eine Anmuth, die sie früher nicht besessen. Er sah Alles in dem rosigen Licht der Liebe und Schönheit und Alles, was er schrieb, hatte etwas Elastisches und Frisches. Der Pegasus war vielleicht blos ein gewöhnlicher Miethgaul, aber er war jung und frisch und galoppirte lustig dahin, indem er die thauige Morgenluft athmete. Nicht jedes Dichters Pegasus überspringt mit einem Satze einen Raum, der so breit ist wie die Land- und Wasserwüste, welche der Wächter von seinem hohen Thurme auf dem Felsen überschaut.

Mr. Hawkehurst's Aufsätze über Lauzun, Brummel, Sardanapel, Rabelais, Lord Chesterfield, Erasmus, Beau Nash, Apelles, Galilei und Philipp von Orleans wurden gesucht und das Lesepublikum wunderte sich über seine Fruchtbarkeit.

Er hatte schon angefangen, Geld zu sparen, und sich in der Unitas Bank ein kleines Conto

eröffnen lassen. Wie weidete er in der Stille der Nacht seine Augen an den Depositenscheinen, wenn er denen, die er schon hatte, einen neuen hinzufügte! Als er drei, die zusammen auf vierzig Pfund lauteten, besaß, nahm er sie mit zu Charlotte, und sie betrachtete dieselben und dann betrachtete er sie, als ob die armseligen kleinen gedruckten Zettel gediegene Goldstufen aus einer kürzlich von ihm entdeckten Goldgrube wären.

Und dann küßten sich die beiden Liebenden einander wie William Lee und sein Weib einander umarmt haben mögen, als der arme, mittellose, junge Mann seine Erfindung des Strumpfwirkerstuhl vervollkommnet hatte.

„Vierzig Pfund!" rief Miß Halliday. „Dieses ganze Geld hast Du mit Deiner Feder, mit Deinen armen Fingern, mit Deinem armen, armen Kopf verdient! Wie muß er nach einem so langen Tagewerk Dich schmerzen! Wie geschickt mußt Du sein, Valentin!"

„Ja wohl, liebe Charlotte, außerordenlich geschickt. Ich bin so geschickt und klug, daß ich weiß, daß Du das liebenswürdigste Mädchen bist, welches es auf der ganzen Erde giebt."

„Ach, schwatze doch keinen Unsinn. Ich meine, wie gelehrt Du sein mußt, daß Du dies Alles so weißt von Erasmus, von Galilei, von —"

„Nein, liebes Kind, nicht von Erasmus und Galilei. Was es von Erasmus zu wissen giebt, wußte ich vorige Woche, jetzt aber arbeite ich an einer Abhandlung über Galilei und liefere auf zehn Seiten eine erschöpfende Uebersicht und Kritik sämmtlicher Bücher, die jemals über diesen Gegenstand geschrieben worden. Ich verlange von den Leuten nicht, daß sie merken sollen, was ich geschrieben habe, aber eben so wenig erachte ich mich selbst für verbunden, es im Gedächtniß zu behalten. Allerdings, im Notizbuch bleibt eine Art Bodensatz, die Blume des Weins aber verduftet sehr rasch."

„Ich weiß blos, daß Du sehr gescheidt bist und daß man aus Deinen Schriften eine Unmasse von Belehrung schöpfen kann," sagte Charlotte.

„Ja, liebes Kind, es giebt eine Art Wein, welche für solche hübsche, kleine Zecher wie Du in Negus verwandelt werden muß. Für schöne Mädchen wie Du ist es besser, den Negus zu haben, als gar nichts oder blos schwaches Zeug, wovon man Kopfschmerzen bekommt. Ja, meine liebe Charlotte, das Schicksal ist mir sehr freundlich gewesen und ich liebe meinen Schriftstellerberuf. Ich bin überzeugt, daß es keine bessere Schule giebt, als das Büchermachen, und der, welcher damit anfängt, muß ein Dummkopf erster Klasse sein, wenn er deren nicht zuletzt wirklich schreibt.

Du kannst daher hoffen, den Tag zu sehen, wo Dein Valentin berühmt wird — auf vierzehn Tage wenigstens, denn was könnte man in unserm Zeitalter der Eisenbahnen mehr erwarten?"

Während dieser stillen friedlichen Periode, wo Mr. Hawkehurst abwechselnd die Gesellschaft der Musen und seiner Verlobten cultivirte, bekam er Georg Sheldon wenig oder gar nicht zu sehen. Er hatte auf allen Antheil an der Aufgabe verzichtet, Charlotte Halliday's Anspruch auf die Hunderttausende des wohlehrwürdigen John Haygarth festzustellen. Seit jener Unterredung, wo Philipp Sheldon auf die Aussichten seiner Stieftocher so wenig Gewicht gelegt, und seine Einwilligung zu ihrer Verheirathung mit einem so bescheidenen literarischen Abenteurer gegeben, hatte Mr. Hawkehurst sich allmälig daran gewöhnt, die ganze Erbschaftsangelegenheit als eine Chimäre, als ein Luftschloß zu betrachten. Wenn es sicher oder auch nur wahrscheinlich gewesen wäre, daß Charlotte Hunderttausend Pfund erbte, würde dann Mr. Sheldon wohl ein solches Project gutgeheißen haben?

Diese Frage beantwortete Valentin sich allemal mit Nein und als Tage und Wochen vergingen und er nichts weiter von der Erbschaft hörte, trat der Gedanke an Charlottens Reichthum

immer tiefer in den Hintergrund. Wenn noch irgend etwas in dieser Angelegenheit geschah, so arbeiteten die beiden Brüder jetzt gemeinschaftlich und Georg bedurfte Valentin's Beistand nicht weiter.

Die beiden Brüder arbeiteten aber nicht ganz gemeinschaftlich. Philipp Sheldon hatte die Sache in seine eigene starke Hand genommen und Georg fand es sehr schwierig, diesem furchtbaren Feind gegenüber auch nur einen Zoll breit Terrain zu behaupten. Die Papiere und Auskunft, deren Georg sich gegen Valentin gerühmt und deren Besitz, wie er behauptete, so zu sagen der Schlußstein des Gewölbes war, erwiesen sich als so bedeutungslos, daß er sich endlich dazu verstand, sie seinem Bruder gegen Erstattung seiner baaren Auslagen und einer Vergütung von hundert und fünfzig Pfund auszuhändigen, während zugleich Miß Halliday ihm schriftlich das Versprechen gab, ihm den fünften Theil von der Summe abzutreten, in deren Besitz sie mittelst dieser Papiere gelangen würde.

In Bezug auf dieses schriftliche Versprechen war man auf sehr einfache Weise zu Werke gegangen.

„Mein Bruder hat es sich in seinen klugen Kopf gesetzt, daß gewisse auf den Namen Deines Großvaters eingetragene Staatspapiere vorhanden sind, welche von Rechtswegen Dir gehören, Lotta,"

sagte Mr. Sheldon eines Morgens zu seiner Stieftochter. „Er will die Auszahlung dieses Geldes für Dich erwirken, aber nur unter der Bedingung, daß Du ihm den fünften Theil davon als Honorar überlässest. Hast Du etwas dagegen, ein solches Versprechen zu unterzeichnen?“

„Wie könnte ich etwas dagegen haben, lieber Papa?“ rief Charlotte in heiterem Tone. „Staatspapiere sind Geld, nicht wahr? Wie glücklich sind wir und wie reich werden wir!“

„Wir!“

„Nun ja, Valentin und ich,“ murmelte das Mädchen erröthend. „Ich kann, so oft mir ein unerwartetes Glück begegnet, nicht umhin, an ihn zu denken. Was meinst Du, Papa? Er hat in wenig mehr als drei Monaten vierzig Pfund gespart und Alles mit seiner Feder verdient.“

„Sieh
Den Stab des Zauberers, an sich ein Nichts,
Lähmt er die Eisenfaust siegreicher Feldherr'n und
Gebietet Ruh' und athemloses Schweigen
Dem lauten Erdkreis.“

Und Miß Halliday declamirte die schwungvollen Verse mit bezauberndem Enthusiasmus. Sie unterzeichnete das verlangte Versprechen ohne es auch nur anzusehen, und ihr Stiefvater unterschrieb es ebenfalls in gehöriger Form als Zeuge.

„Gegen Deine Mutter und Valentin möchte ich Dir rathen, in Bezug auf dieses kleine Geschäft sowohl als auf Dein kleines Vermögen Schweigen zu bewahren," bemerkte Mr. Sheldon nach einer Weile.

„Auch Valentin darf ich es nicht sagen?" rief Charlotte, indem sie das Gesichtchen ein wenig verzog. „Ich möchte es ihm so gern sagen, besonders wegen dieser Staatspapiere. Ich glaube, er weiß, was Staatspapiere sind, und es wäre dies, nachdem er sich wegen dieser vierzig Pfund so das Gehirn gemartert hat, eine angenehme Neuigkeit für ihn. Der guten Mama es zu verschweigen, wird mir leichter werden, denn sie macht über Alles ein solches unendliches Gerede, daß es ermüdend wird, sie zu hören. Ach bitte, Papa, erlaube mir, daß ich es Valentin sage!"

Damit spitzte Charlotte die Lippen und bot ihrem Stiefvater einen jener Küsse, welche sie ihm in der letzten Zeit aus Dankbarkeit eines von kindlicher Freude überfließenden Herzens zu geben sich gedrungen fühlte. Er nahm den Kuß wie eine Dosis Medizin, gewährte aber die Bitte, die dadurch unterstützt werden sollte nicht.

„Wenn Du eine Thörin sein willst, nun so sage Deinem Verlobten, was das Glück Dir so unerwartet beschieden; wenn Du aber ein verstän-

diges Mädchen sein willst, so halte Deine Zunge im Zaum. Er hat in den letzten drei Monaten durch angestrengte Arbeit vierzig Pfund gespart, sagst Du. Glaubst Du, daß er diese vierzig Pfund gespart haben würde, wenn er gewußt hätte, daß Du fünftausend Pfund zu seiner Verfügung hast. Ich kenne diese Klasse von Leuten. Nimm zum Beispiel Goldsmith, der Mann, der den Vicar von Wakefield, Rasselas, Clarissa Horlowe und so weiter geschrieben hat. Ich habe irgendwo gelesen, daß er nie eher schrieb, als bis er mußte, das heißt, bis ihn der Mangel an Geld dazu trieb."

Charlotte erkannte die Weisheit dieses Arguments an und fügte sich. Sie war nicht, was man ein Weib von starkem Geist nennt, wie denn überhaupt Stärke des Geistes keine in der weiblichen Natur heimische Pflanze, sondern ein ausnahmsweises Gewächs ist, welches durch ausnahmsweise Umstände entwickelt wird. In Charlottens Leben hatte es bis jetzt nie etwas Ausnahmsweises gegeben, und sie war in allen Dingen sanft und weiblich und stets bereit, die bessere Einsicht ihrer Eltern anzuerkennen und sich davon leiten zu lassen. Somit erfuhr Valentin nicht, welches Versprechen seine Verlobte durch ihre Unterschrift gegeben.

Mr. Sheldon berieth sich nun mit einem Juristen und machte sich ernstlich an's Werk, die

Hinterlassenschaft des verstorbenen John Haygarth dem Rachen jenes zahmen, aber Alles verschlingenden Ungeheuers, des Fiscus, zu entreißen.

Das Werk hatte nur langsamen Fortgang und die trockenen Einzelnheiten desselben brauchen hier nicht aufgezählt zu werden. Es hatte eben erst begonnen, als Horatio Paget plötzlich von seinem Ausfluge nach dem Continent zurückkehrte und wieder seine alte Wohnung in Omega-Street bezog.

Zweites Capitel.

Capitain Paget erwacht zum Bewußtsein seiner Pflicht.

Die Rückkehr des Capitains gelangte durch einen Brief des heimgekehrten Wanderers an seine Tochter zur Kenntniß der Familie Sheldon. Er war an rheumatischer Gicht erkrankt und schrieb ganz kläglich an Diana und bat sie, ihn zu besuchen. Diana, die den von ihrer Seite selbst einem solchen Vater gegenüber zu erfüllenden Pflichten stets treu blieb, gehorchte seinem Rufe sofort mit voller Zustimmung Georginas, die stets gutmüthig war, wenn auch nach ihrer eigenen, etwas geräuschvollen Weise.

„Wenn Sie Ihrem Papa eine Flasche alten Portwein mitnehmen wollen, Diana, so steht sie Ihnen zur Verfügung," sagte sie. „Ich habe

sagen hören, alter Portwein sei sehr gut gegen die Gicht, oder auch vielleicht, er sei nicht gut. Ich weiß blos so viel, daß ich Gicht und Portwein in meinen Gedanken nicht von einander trennen kann. Wenn es aber irgend etwas in unserm Hause giebt, was Ihr Papa gern möchte, Diana, andern Wein oder chinesischen Thee, oder die Eiderdaunendecke von dem Gastbett oder das Croquetspiel, damit er sich des Abends die Zeit vertreiben kann, oder einen neuen Roman, so mag er es nur sagen, denn ich glaube nicht, daß man sein Abonnement, in der Leihbibliothek verwirkt, wenn man ein Buch an einen nichtabonnirten Bekannten weiter verborgt.“

Während Georgina sich so zum Darleihen fast jedes tragbaren Gegenstandes im Hause als Mittel gegen Capitain Paget's Gicht erbot, ließ Charlotte eine Droschke holen und traf alle Vorbereitungen zur Abfahrt ihrer Freundin. Sie wickelte sie warm ein, denn die Februarluft blies scharf, und sie ging mit hinaus an den Wagen, wodurch sie den Vorübergehenden den Anblick einer seraphischen Gestalt mit ungeordnetem Haar darbot.

Charlotte war stets schön gewesen, seit ihrer Verlobung mit Hawkehurst aber war ihre Schönheit eine geradezu übernatürliche und sie glich einem

Engel, der über einer Welt schwebt, die zu schlecht ist, um von seinen Füßen berührt zu werden.

Miß Paget fand, daß ihr Vater an einem keineswegs schweren Anfall einer respectablen Familiengicht litt. Er war ein wenig verdrießlich, aber durchaus nicht in gedrückter Stimmung. Sein Wesen war vielmehr das eines Mannes, dem es ganz gut geht. Es lag etwas Selbstzufriedenes in seinem Ton und in seinen Mienen etwas Sanftes, was für Diana ganz neu war, denn sie war nicht gewohnt gewesen, die hellere Seite der Gemüthsart ihres Vaters zu sehen. Er schien für den Besuch seiner Tochter sehr dankbar zu sein, und empfing sie mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit.

„Da bist Du ja, liebes Kind; ich freue mich, daß Du meine Bitte so schnell erfüllst," sagte er in würdevoll liebreichem Ton, nachdem er seine Tochter durch einen Kuß bewillkommnet. „Gestern Abend habe ich sehr gelitten, Diana, und konnte mich nicht von diesem Stuhle rühren. Die Frau unten versuchte mir ein Diner heraufzuschicken, aber was für ein Diner! Man sollte glauben, es könne nicht viel dazu gehören, um eine Niere regelrecht zu dämpfen, das aber, was diese Frau mir gestern Abend vorsetzte, war wie gedämpftes Leder. Ich bin kein Gutschmecker, Diana, für

eine Constitution wie die meinige ist gute Küche etwas wesentlich Nothwendiges. Das Leben in möblirten Wohnungen ist für einen Mann in meinem Alter eine schwere Prüfung, liebes Kind. Ich wollte, Du wärest gut verheirathet, Diana, und könntest Deinem Vater einen bescheidenen Winkel an Deinem Heerde einräumen."

Diana lächelte. Es war ein etwas bitteres Lächeln und es lag darin ein etwas spöttischer Ausdruck, der nicht blos ihrem Vater, sondern auch ihr selbst galt.

„Ich bin nicht die Person darnach, um gut verheirathet zu werden, Papa," sagte sie.

„Wer kann das wissen? Du bist schöner als neun Zehntel der Frauen, die sich gut verheirathen."

„Ach, Papa, das ist Deine sanguinische Art und Weise, Dein eigenes Besitzthum zu betrachten. Wenn ich nun aber auch an einen Mann verheirathet wäre, dem ich Gehorsam und Liebe für eine behagliche Häuslichkeit, wie es in den öffentlichen Heirathsgesuchen heißt, widmete, würdest Du Dich dann wohl mit einem friedlichen Winkel an meinem Heerde begnügen? Glaubst Du nicht, daß Du Dich nach Clubs und Spieltischen, ja sogar nach Gläubigern sehnen würdest, mit welchen Du diplomatisiren könntest?"

„Nein, liebes Kind, ich bin ein alter Mann. Die Clubs und Spielhäuser sind fertig mit mir und ich mit ihnen. Vor einigen Monaten wollte ich Jemanden in Arthur's Club sprechen. Ich hatte in einer kleinen Geschäftsangelegenheit an ihn geschrieben — zu Dir gesagt, liebes Kind, ich wünschte fünf Pfund von ihm geliehen zu erhalten — und ging in den Club, um mir seine Antwort zu holen. Ich erblickte mein Gesicht in einem entfernten Spiegel, während ich in dem Fremdenzimmer wartete, und glaubte einen Geist zu sehen. Es kommt gegen den Schluß eines langen unruhigen Lebens wirklich eine Zeit, wo der Mensch anfängt sich wie ein Gespenst vorzukommen. Seine Freunde sind fort, sein Geld ist fort, sein gutes Aussehen ist fort und der einzige Irrthum scheint darin zu liegen, daß der Mann selbst noch da ist. Ich entsinne mich einer Bemerkung Lord Chesterfields. „Lord **** und ich sind seit zwei Jahren todt, aber wir sagen es Niemandem," sagte er und es giebt wenig alte Leute, die nicht dasselbe sagen könnten. Dennoch aber bin ich heute nicht niedergeschlagen, liebes Kind; nein, die Gewohnheit des Hoffens hat mich niemals ganz verlassen, und blos dann und wann fasse ich das Leben von der unfreundlichen Seite auf. Lege Deinen Hut und Mantel ab, liebes Kind. Ach, Du hast

ja ein sehr schönes, schwarzseidenes Kleid an! Es steht Dir ganz herrlich!"

„Es ist ein Geschenk von Charlotte, Papa. Sie bekommt ein sehr reichliches Taschengeld und ist die Freigiebigkeit selbst. Ich nehme nicht gern etwas von ihr, aber wenn ich mich weigere, so beleidige ich sie."

„Ja, wohl, liebes Kind, nichts macht einen unangenehmern Eindruck als eine Weigerung und kein Beweis guter Erziehung ist seltener, als die Kunst, mit Würde und Freundlichkeit anzunehmen. Ein Geschenk machen, kann jeder Dummkopf, aber ohne philisterhafte Zurückhaltung oder enthusiastisches Entzücken eins anzunehmen, das ist nicht so leicht. Ich sehe es stets gern, wenn Du gut gekleidet bist, liebes Kind. —"

Diana zuckte innerlich zusammen, während sie an ihren abgenutzten Hut und ihr fadenscheiniges Kleid in Forêtdechêne dachte.

„Ganz besonders," fuhr der Capitain fort, „freut es mich, Dich heute Abend elegant costümirt zu sehen, denn ich erwarte einen Herrn."

„Einen Herrn, Papa!" rief Miß Paget nicht wenig überrascht. „Ich glaubte, Du hättest mich rufen lassen, weil Du krank wärest und Dich verstimmt und einsam fühltest."

„Ja, Diana, krank bin ich allerdings und es

ist wohl sehr natürlich, wenn ein Vater sein einziges Kind zu sehen wünscht."

Diana schwieg. Der Wunsch eines Vaters, seine Tochter zu sehen, war in der That ein sehr natürlicher; daß aber Capitain Paget, der sonst nie sonderliche Zuneigung zu seiner Tochter an den Tag gelegt, plötzlich von Sehnsucht nach ihrer Gesellschaft ergriffen ward, dies war jedenfalls etwas eigenthümlich.

Diana's Gemüth war jedoch durch den geistigen Kampf der letztvergangenen Monate gehoben und gekräftigt worden und sie war deshalb keineswegs gesonnen, irgend ein liebreiches Gefühl ihres Vaters selbst in der zwölften Stunde zurückzuweisen.

Nachdem sie einige Minuten nachdenklich geschwiegen, knieete sie an dem Stuhle ihres Vaters nieder und küßte ihn.

„Mein lieber Vater," murmelte sie, „glaube mir, daß ich mich freue, daß Du mich zu sehen wünschest. Ich werde kommen, so oft Du mich rufen lässest. Ich freue mich, daß ich Dir nicht zur Last zu fallen brauche, aber es wäre mir erwünscht, Dich auch trösten und Dir beistehen zu können."

Der Capitain vergoß seine stets vorräthige Thräne. Dieselbe bedeutete heute etwas, was wirklicher Rührung näher verwandt war, als gewöhnlich.

„Mein liebes Kind," sagte er, „ich freue mich, dies zu hören. Es kann ein Tag kommen — wann, das kann ich freilich nicht sagen — und es können Ereignisse eintreten, deren Wesen ich jetzt noch nicht in der Lage bin, Dir anzudeuten — aber der unfruchtbare Feigenbaum braucht nicht stets ohne Früchte zu bleiben. In seinem Alter treibt der verdorrte Stamm vielleicht noch frische Zweige. Wir wollen jetzt darüber weiter nicht sprechen, liebes Kind, sondern ich will blos bemerken, daß Du für die Liebe, welche Du Deinem armen alten Vater erweisest, vielleicht nicht unbelohnt bleibst."

Diana lächelte und diesmal war es mehr ein gedankenvolles, als ein bitteres Lächeln. Sie hatte ihren Vater schon oft so sprechen hören. Sie hatte gehört, wie er in orakelhafter Weise auf ein in der nächsten Zukunft bevorstehendes großes Ereigniß hingedeutet hatte, aber niemals hatte sie eine dieser unklaren Prophezeihungen in Erfüllung gehen sehen.

Deshalb legte sie auch heute Abend seinem hoffnungsvollen Geschwätz keinen großen Werth bei, freute sich aber, daß er in so guter Stimmung war. Er betrachtete sie, während sie so neben seinem Lehnstuhl kniete, mit bewunderndem Blicke, glättete ihr das glänzende dunkle Haar mit sanfter

Hand und blickte auf das nachdenkliche, stolze und ernste, aber nicht unfreundliche Antlitz herab.

„Du bist ein sehr schönes Mädchen, Diana," murmelte er eben so zu sich selbst wie zu seiner Tochter, „ja, ein sehr schönes Mädchen. In der That, ich wußte gar nicht, wie schön Du bist."

„Aber was hast Du Dir heute nur in den Kopf gesetzt, Papa?" fragte Diana lachend. „Ich glaube nicht an die Schönheit, welche Du so freundlich bist, mir beizulegen. Wenn ich meine Züge im Spiegel betrachte, so gewahre ich ein bleiches, düsteres Antlitz, welches keineswegs angenehm ist."

„Du bist vielleicht nicht auf guter Laune, wenn Du in den Spiegel siehst. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dich in Bayswater unglücklich fühlst."

„Warum sollte ich mich unglücklich fühlen, Papa? Keine Schwester könnte freundlicher und liebevoller sein, als Charlotte Halliday gegen mich ist. Ich wäre undankbar gegen die Vorsehung sowohl als gegen meine Freundin selbst, wenn ich diese Liebe nicht zu würdigen wüßte. Wie viele Mädchen, die verlassen sind wie ich, gehen durch's Leben ohne eine Schwester zu finden."

„Ja, Du hast Recht, liebes Kind. Diese Sheldons sind Dir sehr nützlich gewesen. Aller-

dings gehören sie nicht der Gesellschaftsklasse an, mit welcher ich meine Tochter umgehen zu sehen wünschen würde, wenn ich mich in der Stellung befände, welche einzunehmen meine Geburt mich berechtigt; da ich aber einmal nicht in dieser Stellung bin, so füge ich mich. Dieses schwarzseidene Kleid steht Dir wunderschön. Jetzt, liebes Kind, sei so gut, die Klingel zu ziehen, damit man Licht und Thee bringe."

Vater und Tochter hatten bis jetzt in dem mystischen, magischen, launenhaften Feuerschein gesessen, der selbst diesem nicht besonders ausgestatteten Zimmer einen angenehmen Anstrich lieh.

Das Theebret ward zugleich mit den Lichtern gebracht. Diana setzte sich an den Tisch und bereitete den Thee aus dem Inhalt eines kleinen Mahagonikästchens.

„Schenke den Thee noch nicht ein," sagte der Capitain; „ich erwarte einen Herrn. Ich glaube allerdings nicht, daß er Thee trinken wird, aber es wird höflicher aussehen, wenn wir auf ihn warten."

„Und wer ist dieser geheimnißvolle Gentleman, Papa?"

„Ein Franzose, ein Mann, den ich auf meiner letzten Reise kennen lernte."

„Ist er wirklich ein Gentleman?"

„Ja wohl, versteht sich, Diana," entgegnete ihr Vater mit dem Ausdruck beleidigter Würde. „Glaubst Du, ich würde meine Freundschaft irgend Jemandem schenken, der nicht ein Gentleman ist? Meine Geschäftsbeziehungen bin ich nicht im Stande, zu beherrschen, mit der Freundschaft aber ist es etwas Anderes. Niemand ist exclusiver, als Horatio Paget. Monsieur Lenoble ist aber ein Gentleman von alter Herkunft und liebenswürdigem Character."

„Und wohl auch reich, Papa?" fragte Diana. Sie glaubte, ihr Vater würde von dem bebetreffenden Gentleman schwerlich in so respectvollem Tone sprechen, wenn er nicht auch reich wäre.

„Ja, Diana, Monsieur Leoble ist Herr eines sehr schönen Landgutes und wird wahrscheinlich, ehe er stirbt, noch viel reicher werden."

„Und er ist freundlich gegen Dich gewesen, Papa?"

„Ja, er hat mir während meines Aufenthalts in der Normandie Gastfreundschaft erwiesen. Deinen Freunden, den Sheldons, brauchst Du nichts davon zu sagen."

„Auch nicht Charlotten?"

„Nein, auch nicht Charlotten. Es liegt mir

nichts daran, meine Angelegenheiten von dieser Klasse von Leuten besprochen zu wissen."

„Aber, lieber Papa, warum sollen wir aus einer so unwichtigen Sache ein Geheimniß machen?"

„Ein Geheimniß mache ich nicht daraus, aber alle Klatschereien sind mir verhaßt. Mrs. Sheldon ist eine unverbesserliche Plaudertasche und ihre Tochter wahrscheinlich nicht besser."

„Charlotte ist ein Engel, Papa."

„Das ist sehr möglich, dennoch bitte ich Dich, in der Gegenwart von diesem Engel nicht von meinem Freunde Lenoble zu sprechen."

„Ganz wie Du wünschest, Papa," sagte Diana in ernstem Tone.

Sie fühlte sich verbunden, ihrem Vater in dieser Kleinigkeit zu gehorchen, dennoch aber war diese Geheimnißkrämerei ihr sehr zuwider. Es ließ sich daraus schließen, daß die Bekanntschaft ihres Vaters mit diesem Franzosen nur der Anfang irgend eines neuen Projectes war. Es war keine ehrliche Freundschaft, welche der Capitain stolz gewesen wäre, zu bekennen, um der Welt zu zeigen, daß er selbst in den Tagen seines Verfalls noch einen Freund haben könne. Es war weiter nichts, als eine verstohlene Geschäftsbekanntschaft, ein sociales Complott, welches nothwendig im Finstern gefördert werden mußte.

„Warum hat Papa mich hierhergerufen, wenn er wünscht, daß seine Bekanntschaft mit diesem Manne geheim gehalten werde?“ fragte sie sich, ohne sich diese Frage beantworten zu können.

Sie malte sich im Geiste diesen Monsieur Lenoble und dachte sich einen vertrockneten Intriguanten mit fahlem Gesicht, der in England nichts anderes vorhabe, als Verrath, Betrug oder sonst etwas Verbrecherisches oder das Licht Scheuendes.

„Ich wollte, Du erlaubtest mir, nach Bayswater zurückzukehren, ehe dieser Gentleman kommt, Papa,“ hob sie nach einer Weile an. „Eben hörte ich es Sieben schlagen, und ich weiß, daß man mich bald wieder erwartet. Ich kann Dich ja wiederbesuchen, so oft Du es wünschest.“

„Nein, nein, liebes Kind, Du mußt dableiben und meinen Freund sehen. Jetzt erzähle mir ein wenig von den Sheldons. Ist, seitdem ich dieselben zuletzt sah, etwas vorgefallen?“

„Nein, gar nichts, Papa. Charlotte fühlte sich sehr glücklich. Sie hatte von jeher eine heitere Gemüthsstimmung, jetzt aber, seit ihrer Verlobung mit — mit Valentin ist sie heiterer als je.“

„Welch eine abgeschmackte Verblendung!“ murmelte der Capitain.

„Und er — Valentin — ist sehr gut und

arbeitet fleißig in seinem literarischen Beruf und liebt sie innig."

Es kostete Diana selbst jetzt noch Anstrengung, dies zu sagen, selbst jetzt noch, wo sie von jener Thorheit, die ihr einst so süß gewesen, geheilt zu sein glaubte.

Sie hatte kaum ausgeredet, so ließ sich ein zweimaliges Klopfen an der Hausthür vernehmen und es dauerte nicht lange, so hallte ein Tritt in der Hausflur. Es war ein rascher, fester Tritt, der durchaus nichts Verstohlenes hatte.

„Das ist mein Freund Lenoble," und einen Augenblick später trat ein Mann ein, der in jeder Beziehung das Gegentheil von dem war, welchen Diana zu sehen erwartet.

Die Bilder, welche der Mensch sich nach Gedanken macht, sind selten gute Portraits. Miß Paget hatte erwartet, den Bundesgenossen ihres Vaters klein und runzlich, alt und häßlich und in der heißen Athmosphäre des Betrugs und der Verrätherei verschrumpft und vertrocknet, der äußern Erscheinung nach ein Affe, an Seele ein Tiger, zu finden. Anstatt eines solchen Geschöpfs aber trat jetzt ein Mann in's Zimmer, der etwa vierunddreißig Jahre zählte, von hohem, stattlichem Wuchse, mit einem schönen, freimüthigen, von der Sommersonne ein wenig gebräunten Gesicht, vollem braunen,

nach französischer Manier kurz geschorenem Haar und Bart, hellen, tiefblickenden blauen Augen und einem Mund, dessen sanfter, redlicher Ausdruck durch den Schnurrbart nicht verdeckt ward.

Eine solche Ueberraschung bildet in der ereignißarmen Geschichte eines Frauenlebens gewissermaßen eine Krisis.

Diana erröthete, während der Fremde in der Nähe der Thür stehen blieb und wartete, bis der Capitain ihn vorstellen würde. Sie schämte sich des Unrechts, welches sie ihm in Gedanken angethan.

„Meine Tochter, Diana Paget — Monsieur Lenoble. Ich erzählte eben Diana, wie viel ich Ihrer Gastfreundschaft während meines Verweilens in der Normandie zu verdanken hatte," fuhr der Capitain in seinem hochtrabendsten Tone fort. „Ich bedauere, daß ich Sie nur in einem Zimmer empfangen kann, welches des Herrn von Côtenoir völlig unwürdig ist. — Côtenoir ist ein reizender Ort, meine liebe Diana, und ich wünschte, daß Du ihn bei einer künftigen Gelegenheit sehen könntest. — Wollen Sie eine Tasse trinken, Lenoble? — Diana eine Tasse Thee. — Die Pagets sind eine herabgekommene Familie, mein werther Freund, und eine Tasse Thee in dem Zimmer eines Hotel garni ist die beste Bewirthung, die ich einem

Freunde bieten kann. Die Pagets von Hertfordshire würden Sie auf Gold bewirthen und während hinter dem Stuhl jedes Gastes ein Lakai stünde. Unsere Linie aber ist die jüngere und ärmere und ich büße überdies für eine Reihe Jugendthorheiten."

Gustav Lenoble gab seine Theilnahme zu erkennen. Der Blick der Theilnahme war aber auf Diana und nicht auf den männlichen Repräsentanten der jüngern Pagets gerichtet. Er fragte sich bereits im Stillen, welches Schicksal diesem Mädchen beschieden sei, welches keinen bessern Beschützer habe, als einen Vater, der seine gänzliche Vermögenslosigkeit selbst eingestand. Er sah, daß Diana sehr schön war und aus einem gewissen, schwer zu definirenden Ausdruck ihres Gesichts schloß er, daß sie auch stolz sei.

Er dachte an seine eigenen Töchter, an das sorglose Leben und die gesicherte Zukunft derselben, und der Contrast dünkte ihm ein sehr grausamer zu sein.

So ritterlich das Haus Lenoble von Natur auch sein mochte, so hätte er doch sicherlich kein so warmes Interesse an Capitain Paget's Tochter gleich auf den ersten Blick fühlen können, wenn seine Sympathie nicht schon geweckt gewesen wäre. Der edle Horatio, der sonst seine väterlichen

Pflichten so ungenügend erfüllte, war gleichwohl schnell bei der Hand gewesen, um, als die Gelegenheit sich darbot, aus der Schönheit und den Tugenden seiner Tochter Kapital zu schlagen. Bei dem Verkehr mit dem Herrn von Côtenoir hatte Capitain Paget sich mehrmals mit großer Beredsamkeit über seine mutterlose Tochter ausgesprochen, und Lenoble, der ebenfalls mutterlose Töchter hatte, hatte ihm theilnehmend zugehört.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Miß Paget," sagte Gustav nach einer Weile „namentlich von Ihrer Anhänglichkeit an Ihren Vater. Dieser spricht von nichts lieber, als von Ihrer Herzensgüte."

Diana erröthete und ihr Vater erröthete ebenfalls. Als gewandter Diplomat fühlte er das Mißliche dieser Situation und war rasch bei der Hand, um der Sache eine andere Wendung zu geben.

„Ja," sagte er, „meine Tochter ist eine Heldin gewesen. Es giebt Antigones, lieber Freund, welche ihre heldenmüthige Natur auf andere Weise documentiren, als dadurch, daß sie einen blinden Vater hin- und herführen. Von ihrer frühesten Jugend an ist meine arme Tochter bemüht gewesen, allein zu stehen. Sie ist zu stolz und zu edel, um einem Vater zur Last zu fallen, dessen Liebe

Alles gegeben haben würde, dessen Mittel aber nur wenig geben konnten. Und jetzt verläßt sie das Obdach, welches sie bei Fremden gefunden, um mich in der Stunde der Krankheit und des Schmerzes zu trösten. Ich hoffe, daß Ihre Töchter sich Ihrer Liebe eben so würdig erweisen werden, mein Freund."

„Es sind sehr gute Mädchen," antwortete der Franzose; „für sie aber ist das Leben bis jetzt lauter Sonnenschein gewesen. Sie haben nie einen Kummer gekannt, als den über den Tod ihrer Mutter. Der Sturm ist es, wodurch die Stärke des Baumes erprobt wird. Ich wünsche, daß meine Töchter sich im Unglück eben so edel zeigen möchten, wie Miß Paget sich gezeigt hat."

Dies konnte Diana nicht anhören, ohne in gewissem Grade dagegen zu protestiren.

„Sie dürfen Papa's Lob nicht buchstäblich nehmen, Mr. Lenoble," sagte sie. „Ich bin im Unglück keineswegs muthig oder geduldig gewesen. Es giebt ein Ungemach, welches man eben ertragen muß. Ich habe das meinige ertragen, beanspruche aber kein Lob dafür, daß ich mich in das Unvermeidliche gefügt habe."

Dies ward mit einem gewissen, edlen Stolz gesagt, der auf Gustav mehr Eindruck machte, als die hochtrabende Beredsamkeit des Vaters gethan.

Die Conversation ward nun weniger persönlich. Gustav Lenoble sprach von England. Es war nicht sein erster Besuch, den er machte, dennoch aber besaß er von den britischen Inseln keine genauere Kenntniß, als die eines Touristen.

„Ich bin auch in Schottland gewesen," sagte er. „Es ist ein majestätisches Gebirgsland und Alles, was man dort sieht, ist wildromantisch und poetisch. Es kommt mir vor, wie eine Verschmelzung der Schweiz mit der Bretagne. Dennoch aber ist die friedliche Schönheit einer englischen Landschaft das, was am meisten zu dem Herzen des Fremden spricht."

„Dann lieben Sie also England, Mr. Lenoble?" fragte Diana.

„Nun, habe ich vielleicht nicht Grund dazu? Meine Mutter war eine Engländerin. Ich war erst fünf Jahre alt, als ich sie verlor. Sie schwand aus meinem Leben wie ein Traum, aber dennoch schwebt mir noch ein Schatten ihres Gesichts vor — eines englischen Gesichts von sanftem, zärtlichem, wehmüthigem Ausdruck. Doch, warum spreche ich von diesen Dingen?"

Das Gespräch nahm nun eine heitere Wendung und Lenoble zeigte sich als ein munterer, angenehmer Gesellschafter. Er erzählte von der Normandie, von seinen Töchtern und dem Kloster,

worin dieselben erzogen worden, von seinem kleinen Sohn in Rouen, von seiner alten guten Tante Cydalise in Beaubocage, von seinem Großvater, von seiner Großmutter, den alten Dienstleuten und Allem, was ihm vertraut und theuer war. Er sprach von seiner Familiengeschichte mit kindlicher Offenheit und ohne eine Spur von Egoismus, und Diana's anscheinendes Interesse an seinen kunstlosen Worten schien ihm sehr zu gefallen.

Er hatte dabei keine Ahnung davon, daß der diplomatische Horatio ihn geflissentlich auf diese Dinge brachte, um die Conversation für ihn möglichst interessant zu machen. Der alte Schlaukopf wußte, daß der Mensch nichts lieber thut, als von seinen eigenen Angelegenheiten sprechen, wenn er es unter einem anständigen Vorwand thun kann.

Die Uhr schlug Neun, während Diana immer noch mit wirklicher Spannung zuhörte. Dieser Einblick in ein Leben, welches von dem ihrigen so ganz verschieden war, gewährte ihr nach dem Hinbrüten, welches in der letzten Zeit einen so großen Theil ihrer Existenz ausgemacht, eine gewisse Erleichterung. Als aber die Glocke schlug, fuhr sie in die Höhe.

„Was giebt's, Aschenbrödel?" rief ihr Vater. „Bist Du über Deine Zeit geblieben und wird die Fee, Deine Pathe, Dir zürnen?"

„Nein, es wird mir Niemand zürnen, Papa; es war aber nicht meine Absicht, so lange zu bleiben. Es thut mir leid, daß Ihre Beschreibung der Normandie so interessant gewesen ist, Mr. Lenoble.“

„Kommen Sie nur einmal nach Vevinord und Côtenoir und urtheilen Sie dann selbst. Das Rathhaus in Vevinord ist fast eben so schön, wie das in Löwen, und wir haben eine Kirche, welche der Zeit Dagobert's angehört.“

„Sie soll dies Alles bald zu sehen bekommen,“ sagte der Capitain. „Ich werde noch vor Ablauf des nächsten Monats wieder Geschäfte in Rouen zu besorgen haben und wenn meine Tochter artig ist, so werde ich sie dann mitnehmen.“

Diana sah ihren Vater betroffen an. Was konnte diese plötzliche Kundgebung von Liebe und Zuneigung zu bedeuten haben?

„Es würde mir nicht möglich sein, Dich zu begleiten, Papa, auch wenn Du mich mitnehmen wolltest,“ entgegnete sie etwas kalt. „Ich habe andere Pflichten zu erfüllen.“

Sie war überzeugt, daß dem veränderten Benehmen des Capitains ein verstecktes Motiv, irgend ein diplomatischer Kniff zu Grunde läge, und sie konnte ihre Verachtung nicht ganz unterdrücken.

Der schlaue Horatio sah, daß er ein wenig

zu weit gegangen und daß sein einziges Kind nicht aus dem Stoff geschaffen war, den er mit seinen geschickten Händen nach Belieben formen konnte.

„Du wirst mich aber doch wieder besuchen, Diana,“ sagte er in bittendem Tone. „Wahrscheinlich werde ich wenigstens eine Woche lang das Zimmer hüten müssen.“

„Ja wohl, Papa, ich werde kommen, wenn Du es wünschest. Wann soll ich kommen?“

„Nun warte einmal. Heute haben wir Donnerstag — kannst Du Montag kommen?“

„Ja; Montag werde ich kommen.“

Es ward eine Droschke geholt und Miß Paget bis zu derselben von ihrem neuen Bekannten geleitet, der sich sehr besorgt um sie zeigte und nicht vergaß, die Wagenfenster zu schließen.

Noch vor zehn Uhr langte sie wieder in Bayswater an; da es ihr aber verboten worden, von Lenoble zu sprechen, so konnte sie von ihrem Besuch nur wenig erzählen.

„Und war Dein Papa freundlich, liebe Diana?“ fragte Charlotte. „Schien er sich zu freuen, Dich zu sehen?“

„Er war viel freundlicher und liebreicher als gewöhnlich, liebe Lotta, und zwar in so hohem Grade, daß ich mich darüber wunderte. Wenn ich zu den Menschen überhaupt ein so gutes Zutrauen

hätte wie Du, so würde ich mich über diese Veränderung freuen. So aber weiß ich nicht, was ich denken soll. Es wäre mir sehr lieb, wenn mein Vater und ich in engere Berührung kämen und wenn ich durch meinen Einfluß eine heilsame Aenderung seiner Lebensweise herbeiführen könnte."

Während Diana so über das liebreiche und ganz neue Benehmen ihres Vaters sprach, dachte der edle Horatio an seinem einsamen Heerde über die Ereignisse des Abends nach.

„Ich bin halb geneigt, zu glauben, daß der Pfeil schon sitzt," sagte er bei sich selbst. „Ich weiß wohl, daß man sich durch äußerliche Manieren nicht täuschen lassen darf. Die Galanterie eines Franzosen hat in der Regel keinen großen Werth, Lenoble aber ist einer jener biedern, geradeausgehenden Menschen, deren Gedanken ein Kind lesen kann. Diana schien ihm entschieden zu gefallen. Sie ist auch wirklich ein ungewöhnlich schönes Mädchen und könnte Jeden heirathen, wenn sie die Gelegenheit hätte. Erst heute Abend habe ich ordentlich gesehen, wie schön sie ist. Ich glaube, bei Kerzenlicht habe ich sie früher gar nicht beobachtet. Ich hätte eine Schauspielerin, eine Sängerin oder so etwas aus ihr machen sollen. Ich würde dies auch gethan haben, wenn ich gewußt hätte, daß ihr Gesicht bei Beleuchtung sich so famos

ausnimmt. Ich wünschte nur, sie wäre nicht so unpraktisch, denn sie fährt mir fortwährend mit einer ungeschickten Bemerkung dazwischen, die mich in ein schiefes Licht stellt. Hätte sie nur ein Loth gesunden Menschenverstand, so müßte sie sehen, daß ich ihr Glück machen will. Ja, und ein Glück, wie es heutzutage nur wenigen Mädchen beschieden ist. Fromme Philister werden wahrscheinlich sagen, ich sei ein Vater, der seine Tochter vernachläſſigt, ich glaube aber, wenn es mir gelingt, sie zu Gustav Lenoble's Weib zu machen, so habe ich meine Pflicht auf eine Weise gethan, die nur wenige Väter zu übertreffen hoffen können. Und was für ein Mann von guten, festen Grundsätzen ist dieser Lenoble obendrein. Das hat auch seinen unbestrittenen Werth."

Drittes Capitel.

„Was thun wir hier, mein Herz und ich?“

Nach jenem ersten Besuch in Chelsea ging Diana oft — zwei und dreimal die Woche — ihren kranken Vater zu trösten und zu pflegen. Seine neuerwachte Zuneigung zu seinem Kind schien mit der Vertraulichkeit des häufigen Verkehrs zu wachsen.

„Es hat mir großes Vergnügen gewährt Deine Bekanntschaft zu machen, liebe Tochter,“ sagte er eines Tages im Laufe eines Alleingesprächs mit seiner Tochter. „Ich freue mich, zu finden, daß Du Alles bist, was eine junge Dame von guter Geburt und guter Erziehung sein soll. Du hast allen Grund, Deiner Cousine Priscilla Paget für die vortreffliche Erziehung, die Du bei ihr erhalten, dankbar zu sein, und mir hast Du die Eleganz und Sicherheit zu danken, welche Du Dir auf

unsern Wanderungen in der Fremde in Deiner Haltung und Deinem Benehmen angeeignet hast."

Der Capitain sagte dies mit der Miene eines Mannes, der seine Tochter auf der großen Tour einzig und allein wegen ihrer geistigen Ausbildung begleitet hat. Er glaubte wirklich, sie sei ihm Dank für jene Zufälligkeiten seines Nomadenlebens schuldig, in deren Folge sie gut Französisch und Deutsch sprechen und die Kunst mit Anmuth ihren Shawl umzuwerfen, gelernt hatte.

„Ja, liebes Kind," fuhr er mit Würde fort, „es gereicht mir wirklich zur Genugthuung, Dich nun besser kennen gelernt zu haben. Ich brauche kaum zu sagen, daß Du als Gefährtin meiner Wanderungen noch zu jung warst als daß Deine Gesellschaft einigen Werth hätte für mich haben können. Einem Weltmann wie ich bin, muß ein Mädchen, welches noch nicht erwachsen ist, stets nach Schulzimmer und Kinderstube schmecken. Jetzt dagegen bist Du eine erwachsene junge Dame und zwar eine, auf welche jeder Vater mit Recht stolz sein könnte."

Nach noch einigen dergleichen Redensarten begann Diana zu glauben, es sei doch wohl möglich, daß ihr Vater ein neues Gefühl für sie empfände. Es konnte wahr sein, daß seine frühere Kälte wei-

ter nichts gewesen war als ein Vorurtheil gegen die Unbeholfenheit des ersten Mädchenalters.

„Ja, ich glaube, ich war zu jener Zeit unbeholfen und meine Erscheinung eine nichts weniger als elegante,“ dachte sie. „Dabei plagte ich Papa auch fortwährend um Geld zu neuen Kleidern und dies machte ihn wahrscheinlich mir auch abgeneigt. Jetzt aber, wo ich ihm nicht mehr zur Last falle und ordentlich mit ihm zu sprechen und ihn zu unterhalten weiß, fühlt er sich vielleicht freundlicher gegen mich gesinnt.“

Diese Voraussetzung hatte auch wirklich etwas Wahres. Capitain Paget hatte sich gegen sein einziges Kind von dem Augenblick an freundlicher gesinnt gefühlt, wo es aufgehört hatte eine Beschwerde für ihn zu sein. Diana's plötzliche Abreise aus Forêtderhêne war von ihm gut aufgenommen worden.

„Das ist sehr hübsch und muthig von ihr, Valentin,“ hatte er gesagt, als Valentin ihn von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt hatte. „Auch war es in der That das Beste, was sie unter den obwaltenden Umständen hätte thun können.“

Von dieser Zeit an hatte seine Tochter ihn nie wieder um einen Penny angeredet und deshalb war sie fortwährend in seiner Achtung gestiegen. Das Gefühl aber, welches er jetzt zur Schau trug,

war mehr als passives Wohlgefallen. Es war warme, thätige Zuneigung. Horatio Paget sah nämlich in seiner Tochter ein Mittel zur Erlangung behaglichen Wohlstandes für den Abend seines Lebens. In so weit war seine Zuneigung aufrichtig; sie war ein durch rein egoistische Gefühle eingeflößtes, aber keineswegs erheucheltes Gefühl. Es stand daher auch um so eher zu erwarten, daß Diana dadurch fügsam gemacht und gerührt werden würde.

Dies war auch der Fall. Das Verhältniß zwischen Valentin und Charlotte hatte ihr Leben zu einem sehr einsamen und leeren gemacht. Sie hatte nicht blos den Mann verloren, den sie liebte, sondern auch Charlotte, die Freundin, die Schwester, schien sich ihr allmählig zu entfremden. Sie war wohl immer noch so freundlich und liebevoll und so zärtlich wie sonst, aber dennoch gehörte sie ihr nicht mehr ausschließlich. Es gab keinen Punkt, welchem Diana in der Zukunft als Ziel entgegen sehen konnte, keinen Stern, der sie verlockte, die Bahn des Lebens immer weiter zu wandern.

Allerdings war ihre gegenwärtige Stellung eine ziemlich behagliche und sie sagte sich selbst, daß es undankbar und ruchlos von ihr sein würde, wenn sie mit ihrem Loos nicht zufrieden wäre. Ueber die Gegenwart hinaus aber wagte sie nicht

zu schauen, denn jenseits lag eine Wüste selbst ohnega ukelnde Luftspiegelung. Ihre Träume und Illusionen waren mit ihrer Hoffnung zugleich entschwunden.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die neu erwachte Zuneigung ihres Vaters für sie ein schwacher Schimmer von Freude und Hoffnung war. Sie begann ihm zu glauben und sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er einem Hafen zu triebe, um darin mit andern alten zerschossenen Caperschiffen ruhig vor Anker liegen zu bleiben.

Für ihn zu arbeiten und ihn in seinen letzten Jahren zu pflegen, war für dieses hoffnungslose Mädchen von vierundzwanzig Jahren eine schönere Aussicht als eine Zukunft einsamer Unabhängigkeit. Sie freute sich des Gedankens, daß ein reuiger Sünder auf ihre Arbeit angewiesen sein und seine Besserung ihrem Einfluß zu danken haben werde. Sie war in der That eine neue Antigone, bereit, ihn in seiner moralischen Blindheit zu einem Altar der Buße zu leiten, der reiner war als der mit Blut besudelte der Eumeniden.

Ihre Besuche in Omega Street waren nicht gänzlich Zwiegesprächen mit ihrem Vater gewidmet. Infolge jenes Zusammentreffens, welches im Leben mancher Menschen so häufig vorkommt, geschah es, daß Lenoble gerade an dem Tage, wo

Miß Paget ihren Besuch machte, sich ebenfalls wieder bei seinem kranken Freund einfand.

Lenoble hatte Geschäfte in London und diese schienen häufige Unterredungen mit Capitain Paget nöthig zu machen. In Diana's Gegenwart konnten dergleichen Unterredungen natürlich nicht stattfinden und Gustav pflegte daher mit lobenswerther Geduld zu warten, bis die Dame sich wieder entfernte, wobei er mit galanter Inconsequenz sie allemal so lange als möglich aufzuhalten suchte.

„Zu meinen Angelegenheiten ist immer noch Zeit, Miß Paget," pflegte er bei diesen Gelegenheiten zu sagen. „Ich weiß, welchen Werth Ihre Gesellschaft für Ihren Vater hat und ich wünsche und hoffe nur, daß meine Töchter, wenn ich einmal die Gicht habe, ebenso gut und freundlich gegen mich sein mögen."

Diana hatte beinahe ein Dutzend Abende in Omega zugebracht und an jedem dieser Abende war sie mit Gustav Lenoble zusammengetroffen. Er gefiel ihr immer besser.

Auch war er in der That ein Mann, der nicht wohl Jemandem mißfallen konnte, und in den vierunddreißig Jahren seines Lebens hatte er sich noch nie einen Feind gemacht.

Er hatte gleich am ersten Abend auf Diana

einen guten Eindruck gemacht. Sein offenes schönes Gesicht, seine Ehrerbietung gegen ihr Geschlecht, die sich in jedem Wort, jedem Ton, jedem Blick kundgab, seine Sympathie mit allen guten Gedanken und Empfindungen, seine Frische und Offenheit waren geeignet, auch den kältesten und krittlichsten Richter zu bestechen. Diana hatte ihn gern und bewunderte ihn sogar, aber nur vom abstracten Gesichtspunkte aus. Er kam ihr vor wie ein Wesen, welches ihrem eigenen Leben ebenso fern stand, wie ein Bildniß Heinrichs von Navarra, welches man heute in einer Gemäldegalerie sieht und bewundert, um es morgen vergessen zu haben.

Es gab in Bezug auf Gustav Lenoble nur einen Punkt, der Diana's Gedanken ernstlich beschäftigte und dies war die eigentliche Beschaffenheit seiner Beziehungen zu ihrem Vater.

Es war dies ein Gegenstand, der sie sehr beruhigte. Mochte sie von der Zukunft hoffen, was sie wollte, so konnte sie doch vor der Vergangenheit die Augen nicht verschließen. Sie wußte, daß ihr Vater jahrelang als Gauner und Betrüger gelebt hatte. Wie war dieser normännische Landedelmann in die Netze des Capitains gerathen und was war es für ein Netz, in welchem er sich hatte fangen lassen?

Die Erwähnung von Geschäften, die häufigen

Unterredungen, die augenscheinlich gehobene Stimmung ihres Vaters — alles ließ sie mit Gewißheit voraussetzen, daß ein großes Projekt im Gange war, wahrscheinlich ein industrielles Unternehmen, welches vielleicht nicht ganz unredlich, ja vom Standpunkt des sanguinischen Speculanten aus vielleicht ehrlich und erlaubt war, wobei jedenfalls aber Gustav Lenoble sein Vermögen auf's Spiel setzte. —

„Mein Vater kann sich eben so leicht täuschen als Andere," sagte sie bei sich selbst. „Dieser Mr. Lenoble ist ohne Zweifel im englischen Geschäftsleben ein Neuling und wird gern Alles glauben, was mein Vater ihm sagt. Dabei ist er so arglos und so vertrauungsvoll, daß es wirklich zu beklagen wäre, wenn er durch sein Vertrauen auf Papa in Verlust und Nachtheil käme. Uebrigens würde dadurch, daß er sein Vermögen auf's Spiel setzt, auch die Zukunft seiner Tochter gefährdet werden."

Dergleichen Zweifel und Befürchtungen bemächtigten sich Diana's Gemüth nach jedem neuen Besuch in Omega-Street in immer höherem Grade, Sie sah das leichtherzige Vertrauen des Franzosen auf das ganze Menschengeschlecht, das gleißnerische Wesen ihres Vaters und sein prahlerisches Gebahren. Sein zuversichtlicher Ton, seine vortreff-

liche Laune erfüllten sie mit unerträglicher Unruhe. Ach, sie hatte ja ihren Vater fast nie bei guter Laune gesehen als wenn irgend eine feine Betrügerei mit sicherer Aussicht auf Gelingen im Gange war. —

Diana ertrug diese Unruhe so lange sie konnte. Dann aber nahm sie sich vor, das vermeinte Opfer zu warnen. Sie entwarf in dieser Beziehung ihren Plan, so daß ihr Vater in einem so wenig ungünstigen Licht als möglich erschiene und nachdem sie einmal diesen Entschluß gefaßt, verlor sie keine Zeit, ihn in Ausführung zu bringen.

Als ihr Vater daher bei ihrem nächsten Besuche in Omega-Street im Begriff stand, nach der Droschke zu schicken, in welcher sie nach Bayswater zurückfahren sollte, kam sie ihm zu seiner Ueberraschung zuvor.

„In Sloane Square ist ein Droschkenhalteplatz,“ sagte sie, „und wenn Mr. Lenoble so freundlich sein will, mich dorthin zu begleiten, so kann ich gleich dort einsteigen. Wenn man den Wagen vom Halteplatz holen läßt, muß man ohnehin etwas mehr bezahlen.

Der knauserige Vorwand war das beste Mittel, welches ihr einfiel, um Gustav allein sprechen zu können; zum Glück aber gehörte Lenoble nicht zu den Personen, welche in dem Wunsche, einen

Sixpence zu sparen, blos einen Beweis von Gemeinheit sehen. Seine Tante Cydalise hatte ihn die Liebenswürdigkeit der Armuth kennen gelehrt, denn es giebt Gelübde heiliger Armuth, die keiner gesprochenen Formel bedürfen und welche außerhalb des Klosters gethan und gehalten werden.

„Das arme Mädchen!" dachte Lenoble. „Selbst dieser kleine Unterschied des Fahrgeldes ist ein Gegenstand der Beachtung für sie, und gleichwohl darf ich mir nicht erlauben, den Kutscher bezahlen zu wollen."

So las Gustav die Schamröthe, welche einen Augenblick lang Diana's Wange färbte.

Ihr Vater deutete das Phänomen jedoch ganz anders.

„Diana durchschaut mein Spiel und spielt mir in die Hände," dachte er. „Wie befangen sie sich stellen kann! Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß sie sich auf so geschickte Weise zehn Minuten Zeit zu einem Zwiegespräch mit einem ihr annehmbar scheinenden Anbeter zu verschaffen wüßte."

Er wünschte seiner Tochter mit mehr als gewöhnlicher Wärme gute Nacht. Er begann zu glauben, daß sie sich zuletzt seiner doch noch würdig erweisen könne.

Die Strecke zwischen Omega Street und Sloane-Square ist nach Einbruch des Abenddunkels

eine ungemein einsame. Sie bildete die Grenze von Pimlico und Belgravia und Diana und ihr Begleiter waren hier vor Störung und Unterbrechung eben so sicher wie in den Urwäldern von Central-amerika.

Diana's Aufgabe war keine angenehme. Mochte sie ihre Warnung in Worte fassen, wie sie wollte, so mußte sie dadurch einen Schatten auf ihren Vater werfen. Er war in der letzten Zeit freundlich und gütig gegen sie gewesen; sie fühlte dies heute Abend ganz besonders, und es kam ihr vor, als sei das, was sie zu thun im Begriff stand, gewissermaßen ein Vatermord. Nicht gegen das Leben ihres Vaters wollte sie ihre grausame Hand emporheben, wohl aber wollte ihre noch grausamere Zunge den guten Namen ihres Vaters morden.

Diese Gedanken beschäftigten sie, während sie schweigend an Gustav's Seite mit ihrer Hand leicht auf seinem Arme ruhend einherschritt. Er machte Bemerkungen über die Stille und Einsamkeit der Umgebung, über die kalte Witterung oder irgend ein anderes ebenso interessantes Thema; da ihre Antworten ihm aber verriethen, daß sie ihren Betrachtungen nachhing, so machte er weiter keinen Versuch, eine Conversation im Gang zu bringen.

„Das arme Kind hat vielleicht etwas auf dem Herzen," dachte er wehmüthig, denn seine Sym-

pathie für diese junge Dame war ein sehr tiefes Gefühl. Es war dies die erste Gelegenheit, wo er sich mit ihr allein sah, und er wunderte sich, zu finden, welch' ein seltsames Gefühl durch die Neuheit der Situation in ihm entwickelt ward.

Mit zwanzig Jahren hatte er geheirathet, und jene thörichten Leidenschaften und Launen, welche die Frische des Gemüths und Herzens vernichten, niemals kennen gelernt. Er hatte eine Frau geheirathet, die er niemals geliebt, seine Natur war aber eine so durch und durch glückliche und heitere, daß er gar nicht entdeckt hatte, was ihm eigentlich fehlte. Er war in allen Beziehungen — als Enkel, Gatte, Vater und Hausherr — „einfach vollkommen," wie Cydalise sich ausdrückte, gewesen, und sein immer mit dem Wohlergehen und Glück Anderer beschäftigtes Gemüth hatte nie jene Leere gefühlt, welche ausgefüllt werden mußte, um sein eigenes Leben vollständig glücklich zu machen.

Erst in der letzten Zeit, in seinem vierunddreißigsten Jahr, war er zum Bewußtsein eines Gefühls erwacht, welches tiefer war als treue Pflichterfüllung gegen eine kränkliche Gattin oder zärtliche Sorgfalt für mutterlose Kinder. Erst in der letzten Zeit hatte er in seinem Herzen eine mächtigere Regung empfunden als jene Fügsamkeit in den Willen der Vorsehung, wodurch seine Be-

werbung um die junge Dame, die seine Gattin geworden, sich charakterisirt hatte.

Sie hatten Sloane-Square beinahe erreicht, ehe Diana Muth faßte, den Gegenstand, der ihr so sehr widerstrebte, zur Sprache zu bringen.

„Mr. Lenoble,“ begann sie endlich, „ich möchte Ihnen etwas sagen, was mir sehr schwer ankommt, was mir aber die Pflicht gebietet, Ihnen mitzutheilen. Ich kann Sie blos bitten, es mit Wohlwollen aufzunehmen.“

„Aber, meine werthe Miß Paget, ich bitte Sie inständig, nicht etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm ist. Warum —“

„Es ist meine Pflicht, Sie vor einer Gefahr zu warnen, die ich nur zu gut kenne, von welcher aber Sie vielleicht keine Ahnung haben. Sie sind meines Vaters Freund und er hat sehr wenig Freunde. Es soll mir leid thun, wenn das, was ich sage, ihn Ihrer Achtung beraubte.“

„Nein, nichts, was Sie sagen, soll ihn meiner Freundschaft berauben. Aber warum beharren Sie so darauf, etwas zu sagen, was Ihnen schmerzlich ist? Was können Sie mir sagen, was ich nicht schon wüßte oder errathen könnte? Wollen Sie mir sagen, daß er arm ist? Das weiß ich ja. Daß er ein herabgekommener Gentleman ist? Das weiß ich ja auch. Was wollen Sie mir

also sagen? Daß er eine Tochter hat, die ihm ein unbezahlbares Kleinod ist? Ach, was für ein Mensch müßte ich sein, wenn ich das nicht auch wüßte, ich, der ich diese Tochter so viele, viel Mal betrachtet habe, obschon sie nicht wußte, mit welcher Sympathie meine Augen ihre kindlichen Blicke beobachteten und mit welcher tiefen Bewegung mein Herz ihr Leben liebevoller Aufopferung durchschaute!"

Es lag in dem Tone, in welchem Gustav Lenoble sprach, eine Wärme und Zartheit, welche Diana's Herz auf eine Weise rührte, wie es seit langer Zeit nicht gerührt worden. Mit einem Male und ganz unerwartet wurden diese zärtlichen Worte ihr klar. Die Liebe welche sie einmal von den Lippen eines Andern zu hören geträumt, sprach heute Abend in den Worten dieses Fremdlings zu ihr. Die Sympathie nach welcher sie sich in den Tagen ihrer Wanderungen mit Valentin so lange gesehnt, ward ihr heute Abend ohne Rückhalt geschenkt.

Zum Unglück aber kam sie zu spät und nicht von den einzigen Lippen. welche, wie ihr heute Abend schien, die Sympathie werthvoll oder die Liebe göttlich machen konnten.

Dennoch aber erschien diesem verlassenen Mädchen die Zuneigung eines guten Mannes als ein Schatz, für welchen sie innig dankbar sein müßte. Es war schon etwas, zu entdecken, daß sie geliebt werden könnte.

„Sie kennen mich eben so wenig als meinen Vater, Mr. Lenoble," sagte sie nach einer langen Pause, während welcher sie den Weg durch die lange eintönige Straße zurückgelegt hatten, so daß sie sich nun in fast unmittelbarer Nähe des Square befanden.

„Lassen Sie uns einige Schritte wieder zurückgehen, ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Ich wünsche, daß Sie stets der Freund meines Vaters seien, wo möglich aber ohne Gefahr für Sie selbst. Mein Vater ist einer jener Sanguiniker, welche stets bereit sind, sich mit einem neuen Unternehmen zu befassen und die, wenn ihnen auch ein Dutzend Projekte fehlgeschlagen sind, dennoch fortfahren, zu zu hoffen und zu träumen. Er hat, so viel ich weiß, kein Geld um es auf's Spiel setzen zu können, und diese Thatsache macht ihn vielleicht, ohne daß er es selbst weiß, in Bezug auf das Geld anderer Leute ein wenig rücksichtslos. Ich habe ihn von Geschäftsbeziehungen zu Ihnen, Mr. Lenoble, sprechen hören, und deswegen erlaube ich mir, mich so offen auszusprechen. Ich will nicht, daß mein armer Vater Sie täusche, wie er so oft sich selbst getäuscht hat. Wenn Sie ihm vielleicht schon erlaubt haben, Sie in eine Speculation zu verwickeln, so bitte ich Sie, sich wieder davon zurückzuziehen und lieber da nöthig eine kleine Summe zu opfern als eine größere zu verlieren. Haben Sie sich

noch in nichts eingelassen, so lassen Sie sich durch meine Warnung von jedem Wagniß zurückhalten."

„Meine werthe Miß Paget, ich danke Ihnen für Ihren guten Rath tausendmal. Zum Glück bedarf ich desselben nicht. Das Geschäft, in welchem Ihr Vater für mich thätig ist, ist keine Speculation. Es wird dabei nichts riskirt als höchstens einige tausend Franks, deren Verlust ich glücklicher Weise verschmerzen kann. Leider kann ich Ihnen die Beschaffenheit des Geschäfts nicht näher erklären, denn ich habe Ihrem Vater strenge Geheimhaltung versprochen. Ich bin kein voreiliger Speculant und Sie haben daher für mich nichts zu fürchten, meine werthe junge Dame. Die ersten Jahre meines Lebens habe ich in äußerster Armuth gebracht, einer Armuth, welche unmittelbar an den Hungertod grenzte. Dies ist eine Lection, die man nicht so leicht vergißt. Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie so edel und so eifrig auf mein Wohl bedacht sind!"

„Es war blos meine Pflicht, Sie vor der Schwäche meines armen Vaters zu warnen," entgegnete Diana. „Wenn ich Dank suchte, so wäre Ihre Güte gegen ihn die einzige Belohnung, die ich verlangen würde. Er bedarf dringend eines Freundes."

„Und so lange ich lebe, soll es ihm nie an

einem solchen fehlen, wäre es auch blos um Ihretwillen.“

Die letzte Hälfte dieses Redesatzes ward in leiserem Tone gesprochen als die erste. Diana fühlte die Zärtlichkeit, welche in diesen wenigen Worten lag, und dies machte sie verlegen.

Zum Glück hatten sie jetzt wieder das Ende der stillen Straße erreicht und kamen auf den lebendigern, geräuschvollern Platz heraus. Es ward nichts weiter gesprochen als bis sie den Droschkenplatz erreichten, wo Diana ihrem Begleiter gute Nacht wünschte.

„In einer Woche kehre ich nach der Normandie zurück, Miß Paget,“ sagte Lenoble. „Werde ich Sie noch einmal sehen, ehe ich England verlasse?“

„Das weiß ich wirklich nicht. Unsere Begegnungen sind größtentheils zufällig, wie Sie wissen.“

„Ja wohl, natürlich, stets zufällig,“ entgegnete Gustav lächelnd.

„Es thut mir leid — um Papa's willen — daß Sie London wieder verlassen wollen.“

„Auch mir thut es leid und zwar um meiner selbst willen. Sie wissen aber, wenn man Töchter, eine Wirthschaft und ein Schloß hat, so muß man so viel als möglich auf dem Platze sein. Ich

wollte blos eine Woche in England bleiben und ich bin deren sechs geblieben."

„Haben Sie in London so Vieles gefunden, was Sie amüsirt hat?"

„Nein, Miß Paget, ich habe vielmehr etwas gefunden, was mich interessirt hat."

„Nun, ist das nicht so ziemlich dasselbe?"

„O nein! tausendmal nein! Sich amüsiren und sich interessirt fühlen — ach, was könnte weiter verschieden sein als diese beiden Gemüthszustände!"

„Wirklich? Nun, gute Nacht, Mr. Lenoble. Bitte, sagen Sie dem Kutscher, er soll so schnell fahren als die Rücksicht auf sein Pferd ihm gestattet. Ich fürchte, ich habe mich verspätet und meine Freunde werden in Sorge um mich sein."

„Sie werden allerdings spät kommen, denn Sie nehmen Rücksicht auf Ihre Freunde in Bayswater und sogar auch auf das Droschkenpferd. Sie sind das verkörperte Mitleid. Wollen Sie nicht auch ein wenig Rücksicht auf mich nehmen, Miß Paget?"

„Aber wie soll ich das?"

„Gestatten Sie mir, Sie noch einmal zu sehen, ehe ich nach der Normandie zurückkehre. Ihr Papa sieht es gern, wenn Sie ihn wenigstens zweimal wöchentlich besuchen. Heute ist Montag. Werden Sie Donnerstag Abend wieder bei ihm sein?"

„Wenn er es wünscht.“

„Er wünscht es ganz bestimmt. Sie werden also kommen?“

„Wenn Mrs. Sheldon und Charlotte mich entbehren können.“

„Die werden Sie freilich nicht entbehren können. Niemand kann Sie entbehren. Das ist nicht möglich. Wohl aber wird man Mitleid haben mit Ihrem Vater und Sie gehen lassen.“

„Bitte, befehlen Sie dem Kutscher, abzufahren, ich verspäte mich wirklich. Gute Nacht, Mr. Lenoble.“

„Gute Nacht.“

Er nahm ihre Hand in die seine und küßte sie mit der ritterlichen Anmuth eines Bayard. Er liebte sie und nahm sich nicht die Mühe, seine Leidenschaft zu verhehlen. Kein Schatten von Zweifel trübte den hellen Horizont, welchen er mit hoffnungsvollen Augen betrachtete. Er liebte dieses vermögenslose, mutterlose Mädchen, so wie es in der Natur der Lenobles lag, die Armen und die Hülflosen zu lieben, besonders wenn die Armuth und Hülfslosigkeit in der Gestalt der Jugend und Schönheit erschien.

Er liebte sie und sie liebte sicherlich auch ihn. Warum nicht? Allerdings war er zehn Jahr älter als sie, aber das thut nichts. In seinem brau-

nen Haar und Bart war noch keine Spur von Grau zu entdecken. Seine Augen hatten den Glanz wie die eines Jünglings von einundzwanzig Jahren, denn die Augen eines Mannes, dessen Seele ihre Jugendlichkeit bewahrt, behalten ihren hellen Schimmer ein halbes Jahrhundert lang. Die lange kerzengerade Gestalt, das freimüthige offene Antlitz, welches Lenoble im Spiegel sah, wenn er Toilette machte, waren nicht geeignet, einen hoffnungsvollen Liebhaber zu entmuthigen, und Gustav gab sich, von Natur sanguinisch, seinem Traum von Glück und Wonne hin, ohne sich auch nur durch eine einzige krankhafte Befürchtung stören zu lassen.

Er liebte Diana und er wollte sie bitten, sein Weib zu werden. Ganz gewiß nahm sie sein Anerbieten an, ihr Vater freute sich über ein so glückliches Bündniß und Diana's Freunde wünschten ihr sicherlich Glück zu einer so wünschenswerthen Veränderung.

Und wenn er dann nach der Normandie zurückkehrte, so nahm er sie mit und sagte zu seinen Kindern: „Seht da Eure Mutter!" Und dann gewann das große weitläufige Schloß von Côtenoir ein trauliches, heimisches Ansehen. Die schwerfälligen alten Möbels wurden durch leichtere von moderner Façon ersetzt, ausgenommen natür-

lich in dem großen Saal, wo es Tapeten und und Stühle und Sophas in dem ächten Louis Quinze-Style gab.

Dieses ganze schöne Projekt hatte nur eine einzige schwache Stelle. Diana war Protestantin. Aber was war das weiter? Ein so sanftes, so edles Wesen konnte nicht lange Sklavin des anglikanischen Ketzerglaubens bleiben.

Eine kleine Unterredung mit Cydalise, eine Woche Zurückgezogenheit im Kloster zum heiligen Herzen und die Sache war abgemacht. Ganz gewiß entsagte das liebe Mädchen ihren Irrthümern und ließ sich in den Schoos der Mutterkirche aufnehmen. Puff! Gustav Lenoble blies die kleine Schwierigkeit von seinen Fingerspitzen hinweg und sendete dann von denselben Fingerspitzen seiner abwesenden Geliebten einen Kuß zu.

„Und dieses edle Herz warnte mich vor dem eigenen Vater!" sagte er bei sich selbst, als er nach dem Hotel in Blackfriars zurückkehrte, wo er seinen Aufenthalt genommen, ohne zu wissen, daß der Fuß von Blackfriars Bridge nicht der Mittelpunkt des Westends von London ist. „Wie edel, wie uneigennützig ist dies von ihr! Der arme alte Mann! Ohne Zweifel ist er ein Speculant, vielleicht sogar etwas von einem Abenteurer. Aber was ist das weiter? Er bekommt ein Zimmer in

Côtenoir, seinen Platz am Familientische, seinen Lehnsessel am Kamin — da kann er keinen Schaden anrichten.“

Diana’s Gemüth war nach dem letzten Gespräch mit Gustav Lenoble von einer seltsamen Empfindung erfüllt. Sich geliebt zu fühlen, zu wissen, daß es in der weiten, wimmelnden Welt wenigstens ein Wesen gab, welches sich für sie interessirte, welches sogar an ihr hing, dies war für sie ein Räthsel, eine Ueberraschung und gewisser maßen eine Quelle der Freude. Daß Gustav Lenoble ihr aber jemals näher kommen könnte, als er gegenwärtig war, dies hielt sie nicht für möglich. Sie hatte Valentin aus ihrem Herzen gerissen, aber das leere Gemach konnte keinen neuen Bewohner aufnehmen. Es war nicht gefegt und geschmückt. Es war vielmehr mit den Fetzen und Ueberbleibseln bestreut, welche der letzte Bewohner darin zurückgelassen. Dennoch aber und während dies so war mußte es ihr angenehm sein, zu wissen daß sie geliebt werden konnte.

„Ach, nun weiß ich, daß der Dichter Recht hat,“ sagte sie bei sich selbst. „Es giebt kein Geschöpf, welches so verlassen wäre, daß nicht wenigstens ein Herz dem seinigen antwortete: Und ich habe das edle antwortende Herz gefunden, welches mich bemitleiden und lieben kann, weil ich

der Liebe und des Mitleids so sehr zu bedürfen scheine. Mein ganzes Leben, mein ganzes ödes, leeres Leben lang will ich seiner gedenken und ihm dankbar sein, diesem ersten guten Mann, der jemals meinen Vater seinen Freund genannt hat, dem ersten von allen Menschen, der diese arme Hand für würdig hielt, zu seinen Lippen emporgehoben zu werden.''

Viertes Kapitel.

„Schärfer als der Zahn der Schlange.“

Nachdem Diana einmal ihr Wort gegeben, am Donnerstag wieder nach Omega Street zu kemmen, glaubte sie verpflichtet zu sein, dieses Versprechen auch zu halten. Sie fühlte jedoch, daß ihre Lage etwas Absurdes hatte, denn ein auf diese Weise gegebenes Versprechen halten, hieß gewissermaßen Gustav Lenoble ein Rendez-vous geben.

„Ich glaube, er hat die Gewohnheit, sich in jedes junge Mädchen zu verlieben, mit welchem er zusammentrifft,“ dachte sie als sie seine Handlungsweise von einem prosaischerem Standpunkt aus betrachtete als der dankbare Enthusiasmus war, den seine edelmüthige Sympathie anfangs in ihrem Gemüth erweckt hatte. „Ich habe gehört, daß jeder Franzose die Gewohnheit hat, sich für unwi-

derstehlich zu halten und jede Woche eine neue Gottheit anzubeten. Wie thöricht von mir, zu glauben, daß sein Ton und sein Benehmen in einem tieferen Gefühl seinen Grund habe. Ich bin überzeugt, daß er ein ganz vortrefflicher Mensch ist, die Schnelligkeit aber, womit er sich verliebt, ist ohne Zweifel ein Nationalfehler."

Sie dachte hierbei an die zudringliche Annäherung verschiedener unbekannter Ausländer, mit welchen sie auf Bahnhof oder Hafendamm, in Kursaal oder Waggon in den so häufig schutzlosen Stunden ihrer Wanderungen auf dem Continent zusammengetroffen war.

Sie hatte natürlich in ihrer Eigenschaft als alleinreisende und zweifelhaft gekleidete junge Engländerin nicht die beste Seite der fremdländischen Denkweise kennen gelernt. Sie wußte, daß Gustav Lenoble ein ganz anderer Mann war, als jene Gecken, deren zudringliche Bewunderung sie so oft verletzt hatte. Dennoch aber war sie geneigt dem Freund ihres Vaters den Fehler der Seichtheit beizumessen.

Sie ging an dem bestimmten Donnerstag zu Fuße von Bayswater nach Chelsea, denn die Kosten der häufigen Droschkenfahrten waren für ihre Börse zu groß. Der Weg durch den Park war selbst in der rauhen Märzluft angenehm und sie

trat mit blühenden Rosen auf den Wangen in das kleine Zimmer ihres Vaters.

„Nun, was machst Du, Papa?“ begann sie, als sie in das dämmerige Zimmer eintrat.

Die auf dem gewöhnlichen Platz ihres Vaters sitzende Gestalt war aber nicht die ihres Vaters. Es war vielmehr Lenoble, welcher sich erhob, um die Eintretende zu bewillkommen.

„Geht es mit Papa schlechter?“ fragte sie durch die Abwesenheit des Capitains überrascht.

„Nein, im Gegentheile, es geht besser und er ist ausgefahren um ein wenig frische Luft zu schöpfen; ich beredete ihn dazu. Er wird sehr bald wiederkommen.“

„Ich schrieb ihm, daß ich heute hier sein würde. Es ist mir aber lieb zu hören, daß er ausgegangen ist, denn ich bin überzeugt, daß die Luft ihm wohlthun wird. Er hatte sich doch warm angezogen, Mr. Lenoble?“

„Ja wohl, er in Plaids und Shawls eingewickelt bis an die Nase. Ich habe es eigenhändig besorgt. Er sah aus wie der russische Gesandte.“

„Wie freundlich von Ihnen, an solche Dinge zu denken,“ sagte Diana dankbar.

„Aber warum sollte ich denn nicht an solche Dinge denken? Glauben Sie, es macht mir kein

Vergnügen ihren Vater zu bedienen — um Ihretwillen?"

Die Situation hatte etwas Beengendes.

Diana legte ihren Hut und ihr Jaquet ab und deponirte dann beides säuberlich auf dem harten Roßhaarsopha. Nachdem sie dies gethan, setzte sie sich an's Fenster, betrachtete die dämmerige Straße und schien sich sehr für die Bewegungen des Laternenanzünders zu interessiren.

„Welche bewundernswürdige Methode hat man doch jetzt zum Laternenanzünden!" bemerkte sie mit jenem brillanten Conversationstalent, welches sich gewöhnlich in solchen Situationen geltend macht. „Wie weit bequemer muß das sein, als die alte Methode mit der Leiter, wissen Sie."

„Ja, das steht außer Zweifel," sagte Gustav, indem er einige Schritte näher trat und ruhig auf einem Stuhle neben dem Diana's Platz nahm. „Glauben Sie aber nicht, Miß Paget, daß da ich morgen nach der Normandie zurückreise, wir von etwas Interessanterem sprechen könnten, als dem Laternenanzünder?"

„Ich bin bereit von Allem zu sprechen, was Sie wünschen," entgegnete Miß Paget und verstand in ausgezeichneter Weise jene Unbefangenheit zu heucheln, welche in der Regel jedes Mädchen bei solchen Gelegenheiten anzunehmen weiß.

„Sie sind sehr gütig," hob Gustav Lenoble wieder an. „Wissen Sie, daß ich, als ich Ihren Vater beredete, auszufahren und Luft zu schöpfen, von einem Motiv bewogen ward, welches so egoistisch ist, daß dadurch das ganze Verfahren einen förmlich diabolischen Anstrich erhält? Erschrecken Sie indessen nicht! Der Arzt gab seine Erlaubniß zu diesem kleinen Ausflug, sonst würde ich so etwas nicht versucht haben. Der Heuchelei bin ich fähig, aber nicht eines Meuchelmords. Sie haben keinen Begriff von der diplomatischen Schlauheit, die ich aufbot, und zwar zu welchem Zwecke? Können Sie das denken?"

„Nein, durchaus nicht."

„Um mir eine halbstündige ungestörte Unterredung mit Ihnen zu verschaffen, aber unglücklicherweise kommen Sie so spät, daß ich die Rückkunft Ihres Vaters mit jeder Minute erwarte. Er wollte noch vor Einbruch der Dämmerung wieder da sein und das Erscheinen des Laternenanzünders beweist, daß die Dämmerung eingebrochen ist. Ich habe Ihnen so viel zu sagen, und doch ist die Zeit so kurz; so viel, Diana —"

Sie machte, als er sie so nannte, eine hastige Bewegung, als ob sie sich von ihrem Stuhl, erheben wollte. Sie wußte, was kommen würde, und da sie auf etwas so verzweifeltes nicht gefaßt war,

so wußte sie nicht, wie sie dem Geständniß Einhalt thun sollte, welches sie lieber nicht hören wollte.

Lenoble legte seine Hand fest auf die ihrige und fuhr fort:

„So viel, Diana, und doch so wenig, daß Alles sich mit drei Worten sagen läßt. Ich liebe Sie!"

„Mr. Lenoble!"

„Ah, Sie sind überrascht, Sie wundern sich, Sie sehen mich mit erstaunten Blicken an. Theurer Engel, glauben Sie, daß es möglich sei, Sie zu sehen und Sie nicht zu lieben? Sie einmal gesehen haben, heißt Sie bewundern und achten und vor Ihrer Schönheit und Güte das Knie beugen. Wenn man Sie aber, wie ich, vielmal sieht, wenn man Sie als geduldige Trösterin eines kränklichen und etwas schwierigen Vaters beobachtet, ach, wessen Herz wäre so hart, daß es Sie nicht lieben müßte?"

Diese Frage hatte eine Bedeutung, welche der Sprechende selbst nicht kannte. Diana aber dachte sofort an Valentin, dessen Herz die von Lenoble für unmöglich erklärte Härte besaß. Die Erinnerung an ihre frühere Liebe erwachte mit erneuter Bitterkeit in ihrem Herzen.

„Theure Diana, wollen Sie mir nicht antworten?" hob Gustav wieder an.

Diana's Schweigen beunruhigte ihn keineswegs, denn es schien ihm blos der natürliche Ausdruck jungfräulicher Gemüthsbewegung zu sein.

„Sagen Sie," fuhr er fort, „daß Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten, daß Sie mich lieben wollen, wie meine Mutter meinen Vater liebte, mit einer Liebe, welche Noth und Armuth nicht vermindern können, mit einer Liebe, die am stärksten war, als das Schicksal sich am grausamsten zeigte — ein Stern, den selbst die Nacht des Kummers nicht verdunkeln konnte. Ich bin zehn Jahr älter als Sie, Diana, aber mein Herz ist jung. Erst als ich Sie sah, erkannte ich, was Liebe ist. Und dennoch werden die Leute, die mich kennen, Ihnen sagen, daß ich kein unfreundlicher Ehemann gewesen bin, sondern daß mein armes Weib und ich sehr glücklich mit einander lebten. Ich weiß, daß ich Sie liebe und daß ich auch nie eine Andere lieben werde. Jedem, glaube ich, schlägt die Stunde, wo ihm der Engel seines Lebens erscheint. Der meine erschien mir, als ich Sie erblickte. Mit Ihrem Vater habe ich gesprochen und er hat mir seine herzliche Zustimmung erklärt. Er gab mir sogar zu verstehen, daß ich Ihrer Liebe gewiß sein könnte. War er hinreichend gerechtfertigt, mir dieses halbe Versprechen zu geben, Diana?"

„Nein," antwortete Miß Paget in ernstem Tone; „er hat dabei nur seinem eigenen Wunsch Ausdruck geliehen. Sie haben mir mehr gesagt, als ich zu hören wünschte, Mr. Lenoble, denn ich kann das Kleinod, welches Sie mir bieten, nicht annehmen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Liebe, von der Sie mir sagen. Selbst wenn dieselbe das ist, wofür ich nicht umhin kann sie zu halten, nämlich blos eine vorübergehende Laune, so danke ich Ihnen nichtsdestoweniger dafür. Es ist sehr angenehm, die Liebe eines guten Mannes zu gewinnen. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich Ihr großmüthiges Herz, Ihre edle Sympathie mit dem Schwachen und Freundlosen von ganzem Herzen ehre. Wenn Sie mir Ihre Freundschaft schenken, sollen Sie finden, wie ich die Achtung eines guten Menschen zu schätzen weiß, Ihre Liebe aber kann ich nicht annehmen."

„Warum nicht?" fragte Gustav entsetzt.

„Weil ich Ihnen nicht Maaß für Maaß geben kann und weniger will ich Ihnen nicht geben."

„Aber mit der Zeit, Diana, mit der Zeit!"

„Die Zeit kann mir Ihren Charakter in keinem edlern Lichte zeigen, als in welchem ich ihn jetzt sehe. Es fehlt Ihnen nicht an der Macht, das Herz eines Weibes zu erobern, aber ich habe kein Herz zu verschenken. Wenn Sie mein Freund

sein wollen, so wird die Zeit meine Zuneigung zu Ihnen steigern, die Todten erwecken aber kann die Zeit nicht."

„Wollen Sie damit sagen, Ihr Herz sei todt, Diana?"

„Ja," antwortete sie mit unaussprechlicher Wehmuth.

„Sie lieben einen Mann, der jünger und glücklicher ist als ich, nicht wahr?"

„Nein, Mr. Lenoble, Niemanden.

„Aber Sie haben geliebt? Ja! Einen Schurken vielleicht, einen Buben, welcher —"

Ein Ausdruck von Schmerz malte sich in seinem Gesicht, als er sah, wie Diana das Haupt neigte. Ihr Gesicht konnte er in der schwachen Beleuchtung nicht sehen.

„Sagen Sie mir, Diana," hob er nach einer Weile in verändertem Tone an; „giebt es keine Schranke zwischen uns, kein unwiderrufliches Hinderniß, welches uns auf ewig scheiden müßte? Giebt es Niemanden, der ein Recht auf Sie hat oder —" Er schwieg und setzte dann leiser hinzu: „der sich an Ihnen vergangen hätte?"

„Nein, einen solchen Mann giebt es nicht," antwortete Miß Paget, indem sie den Kopf wieder empor richtete und ihrem Anbeter voll in's Gesicht sah.

Selbst in dem unsichern Licht sah er den stol-

zen, unverwandten Blick, der die passendste Antwort auf alle Zweifel zu sein schien.

„Gott sei Dank!" flüsterte er. „Ach, wie konnte ich auch nur einen Augenblick lang fürchten, daß Sie etwas Anderes sein könnten als Sie scheinen — die Reinste unter den Reinen? Warum weisen Sie mich aber dann zurück? Sie lieben mich nicht, aber Sie verlangen meine Freundschaft; Sie bieten mir Ihre Freundschaft, ja sogar Ihre Zuneigung an. Ach, glauben Sie mir, wenn diese Gefühle echt sind, dann wird die Zeit sie auch zur Liebe reifen lassen. Ihr Herz ist todt, sagen Sie. Aber warum soll dieses junge Herz todt sein? Es ist nicht todt, Diana, es bedarf nur des Feuers der wahren Liebe, um wieder zum Leben zu erwarmen. Warum weisen Sie mich zurück wenn Sie nicht einen Andern lieben? Was trennt uns?"

„Schatten und Erinnerungen," entgegnete Diana traurig. „Es sind vielleicht unklare und thörichte Erinnerungen, aber sie stellen sich einmal zwischen Sie und mich, und da ich Ihnen nicht mein ganzes Herz geben kann, so will ich Ihnen lieber nichts geben."

„Sie haben Jemanden geliebt, einen Mann, der Ihre Liebe nicht zu schätzen gewußt hat, nicht wahr? Sagen Sie mir die Wahrheit, Diana. So viel wenigstens sind Sie mir schuldig."

„Ja, die Wahrheit bin ich Ihnen schuldig. Hören Sie. Zwei oder drei Jahre meines Lebens lang war ein junger Mann unser täglicher Begleiter. Er reiste mit uns — das heißt mit meinem Vater und mir — und wir hatten manchen Schicksalswechsel und manches Ungemach mit einander zu ertragen. Lange Zeit war er mir wie ein Bruder und ich bezweifle, daß viele Brüder gegen ihre Schwestern so gut sind, wie er gegen mich war. Nach und nach kam ich auf den Gedanken, daß in seinem Blick und Ton, ja sogar in seinen Worten ein tieferes Gefühl läge als gleichgültige blos brüderliche Zuneigung. Dies war aber eine Täuschung, die ich mir selbst bereitet hatte. Die Augen wurden mir plötzlich auf unsanfte Weise geöffnet. Ich sah, daß er sein Herz einer Andern schenkte. Halten Sie mich nicht für so schwach oder so ruchlos, daß ich mich deswegen, weil ich aus meinem thörichten Traum erweckt worden, der Verzweiflung hingegeben hätte. Ich kann der Wirklichkeit des Lebens in's Antlitz schauen, Mr. Lenoble, und ich habe mich so weit überwunden, daß ich der lieben Freundin, welche das Herz gewonnen, welches ich einst mein glaubte, alles Glück wünsche. Der Mann, von dem ich spreche, kann sich keiner hohen Vorzüge des Körpers oder des Geistes rühmen. Er ist vielmehr

ein junger Mann von sehr gewöhnlicher Art, der einiges Talent besitzt und dessen Gemüth sich eher zum Guten als zum Bösen neigt. Er war aber der Genosse meiner Kindheit und als ich ihn verlor, war es mir, als verlöre ich einen Theil meiner Jugend selbst."

Diana glaubte, hiermit müsse die Discussion als geschlossen betrachtet werden. Sie erwartete, Mr. Lenoble werde das Haupt beugen, sich in das Unvermeidliche fügen, ein freundliches Lebewohl aussprechen und überzeugt, wenn auch nicht zufriedengestellt, nach seiner normännischen Heimath abreisen.

Der leichtherzige Gustav war aber nicht ein Liebhaber, der sich so leicht abfertigen ließ oder der sich ohne Weiteres der Verzweiflung hingegeben hätte.

„Also weiter ist es nichts?" rief er im heitersten Tone. „Es handelt sich blos um einen Jugendgenossen, für den Sie eine kindisch-romantische Zuneigung hegten! Und die Erinnerung an diesen Dummkopf — allmächtiger Himmel, wie dumm muß dieser Mensch gewesen sein, von Ihnen geliebt zu werden und es nicht einmal zu wissen! die Erinnerung an einen solchen Wicht sollte zwischen uns treten und uns für immer scheiden? Das Phantom dieses erbärmlichen Menschen, der von

einem Engel geliebt werden konnte, ohne es zu wissen, sollte seine gespenstige Hand ausstrecken und mich auf die Seite stoßen — mich, Gustav Lenoble, einen Mann der seinen Verstand hat? Ha, so blasen wir ihn bis an das äußerste Ende der Welt!" rief Lenoble indem er einen imaginairen Nebenbuhler von den Fingerspitzen hinwegblies. „So verbannen wir ihn nach dem Nordpol, nach der heißen Zone, nach dem Kaukasus, wo Geier lauern, die ihm die Leber abfressen — dahin mag er gehen mit der Person, die er meiner Diana vorzieht."

Diese Art und Weise, die Dinge aufzufassen, kam Diana ganz unerwartet. Es war dies weit angenehmer als düstere Verzweiflung oder mürrischer Groll, gleichzeitig auch schwieriger zu behandeln.

„Also, er ist fort! hob Gustav nach einer Pause wieder an. „Er sitzt auf der höchsten Spitze des Kaukasus und die Geier wetzen schon die Schnäbel! Jetzt, sagen Sie mir, Diana, wollen Sie mein Weib, wollen Sie die Mutter meiner Kinder sein? Wollen Sie das alte Schloß Côtenoir zu einem angenehmen Daheim umgestalten? Wollen Sie aufhören, unter fremden Menschen zu leben? Wollen Sie zu uns kommen um uns das Theuerste, Beste und Werthvollste zu sein, was wir dann besitzen werden? Wollen Sie Ihrem

alten Vater einen Winkel an Ihrem Heerd einräumen? Er ist alt und bedarf einer Häuslichkeit für seine letzten Jahre. Um seinetwillen, Diana, um meinet-, um meiner Kinder willen sagen Sie Ja! — Ha, nicht so schnell!" rief er, als sie den Mund öffnete um zu sprechen. „Warum wollen Sie den verhängnißvollen Urtheilsspruch so rasch fällen? Bedenken Sie, wie viel von Ihrer Antwort abhängt — das Glück Ihres Vaters, das meiner Kinder und mein eigenes!"

„Ich darf nur an das Ihrige denken," antwortete Miß Paget in ernstem Tone. „Sie glauben vielleicht, es werde mir leicht, Nein zu sagen. Glauben Sie mir vielmehr, wenn ich Ihnen versichere, daß es mir weit leichter sein würde, Ja zu sagen. Wenn Sie von dem Alter meines Vaters sprechen, so müßte ich, die ich sein mühevolles Leben so genau kenne, ein in der That hartes Herz haben, wenn ich durch den Hafen, den Sie bieten, nicht verlockt würde. Jedes Wort, welches Sie sprechen, giebt mir einen neuen Beweis von Ihrer Herzensgüte, Ihrem Edelsinn. Aber ich will denselben nicht mißbrauchen. Ihre dankbare Freundin werde ich stets sein, Mr. Lenoble, ein Weib aber müssen Sie sich anderwärts suchen. Es wird Ihnen auch keine große Mühe kosten, eine Würdigere zu finden als ich bin."

„Ich werde mein Weib nicht anderwärts suchen, ich will Sie haben oder Keine. Ich habe eine Frau gehabt, welche andere für mich gewählt hatten, diesmal will ich selbst wählen. Lassen Sie uns Freunde sein, Diana, da Ihr Entschluß einmal so unwiderruflich ist wie die Gesetze Drakos. Sie sind hart wie Stein, wie Diamant, aber deswegen können wir immer Freunde sein. Ihr Vater wird sich in seiner Erwartung getäuscht sehen. Aber was ist da weiter dabei? Er ist ohne Zweifel an Täuschungen gewöhnt. Für meine Töchter ist es allerdings ein trauriges Loos, mutterlos zu sein, aber sie müssen es ertragen. Côtenoir muß noch ein wenig mehr in Verfall gerathen — einige Ratten hinter dem Wandgetäfel und einige Motten hinter den Tapeten mehr — das ist alles. Meine Kinder sagen: Papa, bei uns ist es nicht gemüthlich; es herrscht keine Ordnung; und ich antworte: Was wollt Ihr, Kinder? In einem Hause, wo es keine Frau giebt, herrscht niemals Ordnung. Und dann schließe ich sie weinend in meine Arme. Es ist ein herzzerreißendes Bild, aber was kommt weiter darauf an, Miß Paget? Wie sagt Ihr großer Dichter?

„Blas, blas, du winterlicher Sturm!
Laß weinen das getroff'ne arme Wild,
Indeß der unversehrte Hirsch herumtollt.

Ich weiß nicht, ob die Worte gerade so lauten, der Sinn aber ist klar."

Ein hohles, heftiges Husten verkündete das Nahen des Capitain Paget, der auch in der That wenige Minuten darauf eintrat.

Hätte der Capitain, nachdem er sechs Wochen lang das Zimmer gehütet, seinen ersten Ausflug bis zu dieser späten Nachmittagsstunde ausgedehnt, so hätte er eine Unklugheit begangen, die ihm vielleicht theuer zu stehen gekommen wäre.

Zum Glück aber hatte er dies nicht gethan, sondern war, während Diana und Gustav dicht am Fenster conversirten, unbemerkt in das Haus getreten, nachdem er seine Droschke am Ende der Straße verabschiedet, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, ein kritisches tête-à-tête zu stören.

Die seit seiner Rückkehr verflossene Zeit hatte er in seinem Schlafzimmer und zwar in der unmittelbaren Nähe der aus diesem Gemach in das Wohnzimmer führenden Thür zugebracht.

Was er gehört, war keineswegs zufriedenstellend für ihn gewesen und wenn ein Blick vernichten könnte, so wäre dies mit Miß Paget durch den geschehen, welchen ihr Vater ihr zuwarf, als er mit seinem stereotypen Lächeln auf den Lippen, aber mit unaussprechlicher Wuth im Herzen, auf das Fenster zukam.

Er hatte von dem Gespräch gerade genug gehört, um zu wissen, daß Gustav mit seinem Antrag abgewiesen worden — Gustav, dem in der Gegenwart Schloß Côtenoir und ein ziemliches Baarvermogen und in Zukunft die John Haygarth'sche Erbschaft gehörte. Er war abgewiesen worden von einem mittellosen jungen Mädchen, welches jeden Augenblick ohne Obdach und den Winden des Himmels preisgegeben sein konnte. Hatte es wohl je eine größere Thorheit, etwas Wahnsinnigeres gegeben?

Horatio zitterte förmlich vor Wuth, als er die Hand seiner Tochter ergriff. Sie besaß nämlich die Keckheit, sie ihm wie gewöhnlich zum Gruße darzubieten. Er drückte sie ihr aber mit einem Ingrimm, daß sie vor Schmerz zusammenzuckte.

„Gute Nacht, Miß Paget," sagte Gustav in ernstem, aber keineswegs in dem verzweifelnden Ton eines hoffnungslosen Liebhabers, — „ich — ja ich werde Sie vielleicht noch einmal wiedersehen, ehe ich nach der Normandie abreise. Daß dies morgen geschehen werde, bezweifle ich. Ich habe meine Gründe, zu bleiben — es sind vielleicht unvernünftige Gründe, aber ich werde bleiben."

Alles dies ward in einem Tone gesagt, der zu leise war, als daß er zu dem Ohr des Capitains hätte dringen können.

„Wollen Sie uns schon verlassen, Lenoble?“ fragte er mit wankender Stimme. „Wollen Sie nicht noch bleiben und von Diana eine Tasse Thee annehmen wie gewöhnlich?“

„Nein, heute Abend nicht, Capitain. Leben Sie wohl.“

Er drückte dem alten Mann die Hand und ging. —

Capitain Paget sank schwerfällig in einen Lehnstuhl und einige Minuten lang herrschte Schweigen. Diana war die Erste, welche es brach.

„Ich freue mich, daß Dein Arzt Dich als so weit wieder hergestellt betrachtet, daß er Dir erlaubt hat, auszufahren, Papa,“ sagte sie.

„Ja, liebes Kind,“ antwortete ihr Vater seufzend. „Dennoch hoffe ich, daß meine nächste Ausfahrt in einem andern Fuhrwerk geschehen werde – es wird die letzte Reise sein, die ich jemals mache, bis man meine Knochen ausgräbt und zu Dünger verwendet. Ich glaube, man macht in unserm praktischen Zeitalter aus den Knochen armer Leute wirklich Dünger.“

„O Papa, wie kannst Du so entsetzliche Reden führen. Es geht ja besser mit Dir. Mr. Lenoble sagte es auch.“

„Ja, es geht besser, Gott stehe mir bei,“ antwortete der alte Mann, der an Geist wie an

Körper zu schwach war, um den Unmuth, der ihn für den Augenblick beherrschte, zu verhehlen, „es ist dies einer der Widersprüche der langen Posse, welche wir das Leben nennen. Wäre ich ein reicher Mann, um den ein Kreis besorgter Verwandten und die berühmtesten Aerzte London's herumtanzten, so wäre ich wahrscheinlich gestorben, da ich aber ein blutarmer Teufel bin, um den sich blos eine alte Aufwärterin und ein halbverhungerter Apotheker bekümmern und dem als letzte Zuflucht nur das Armenhaus bleibt, so lebe ich. Wenn der Mensch krank und hülflos und zu schwach ist, auch nur zu denken, so kann er Alles noch auf die leichte Achsel nehmen. Das ist nicht die schwierige Zeit. Die wirkliche Prüfung tritt dann ein, wenn er wieder ein wenig zu Kräften kommt, wenn die Wirthin ihn um den Zins peinigt, wenn die Aufwärterin es müde wird, ihn zu bedauern, wenn der Apotheker seine Rechnung schickt und der Halbgenesene nun nicht weiß, was er beginnen soll."

„Du bist nicht ohne Freunde, Papa; auch ich kann Dir eine kleine Unterstützung gewähren."

„Ja," antwortete der Capitain mit bitterem Gelächter; ein Sovereign vierteljährlich vielleicht — was Du von Deinem eigenen armseligen Ein-

kommen erübrigst. Eine solche Unterstützung rettet mich nicht vor dem Armenhause."

„Mr. Lenoble ist auch noch da."

„Ja, Mr. Lenoble ist auch noch da, der Mann, der mir ein Asyl für mein Alter gewährt haben würde. Er sagte es mir heute — ein Asyl, wie es sich für einen Gentleman schickt, denn die Stellung, die er jetzt einnimmt, ist nichts im Vergleich zu der, welche er in einem Jahr einnehmen kann. Er hätte mich als seinen Schwiegervater aufgenommen, ohne an meine Vergangenheit zu denken oder darnach zu fragen, und wenn ich auch nicht gelebt habe wie ein Gentleman, so hätte ich doch sterben können wie ein solcher. Das würde er für mich gethan haben. Glaubst Du denn aber, ich könne nun, nachdem Du ihn abgewiesen, noch etwas von ihm verlangen? Ich weiß, daß Du Dich weigerst, das Weib dieses Mannes zu werden. Ich hörte es — ich sah es ihm am Gesicht an. Wie kannst Du, eine Bettlerin, die von der Gnade des einfältigen Weibes eines Börsenspeculanten lebt, Dich so dünkelhaft zeigen und einen Mann wie diesen abweisen? Glaubst Du, daß solche Männer unter jungen Damen wie Du betteln gehen oder daß sie wie die gebratenen Schweine im Schlaraffenlande mit Messer und

Gabel im Rücken herumlaufen und um Gottes willen bitten, geschmaust zu werden?"

Der Capitain ging, außer sich vor Unmuth und Zorn, im Zimmer auf und ab. Diana betrachtete ihn mit wehmüthigen Blicken. Ja, er war noch ganz der alte Egoist wie sonst. Der Leopard kann die Flecken seiner Haut nicht wechseln und der Horatio Paget der Gegenwart war der Horatio Paget der Vergangenheit.

„Ich bitte Dich, Papa, sei mir nicht bös," sagte Diana im bekümmerten Tone. „Ich glaube, ich habe meine Pflicht gethan."

„Ach, was Pflicht hin, Pflicht her!" rief der Capitain, der jetzt zu aufgeregt war, um der Wahl seiner Worte irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Gegen wen hast Du denn Deine Pflicht gethan? Hast Du auch wohl daran gedacht, daß Du auch Pflichten gegen mich hast, Deinen Vater, ohne welchen Du nicht hier stündest und von Pflicht declamiren könntest wie eine Theaterprinzessin. Ich glaube wirklich, Du dünkst Dich zu vornehm, um die Mühe, die ich mir in dieser Sache gegeben, in Erwägung zu ziehen. Wie schön war es mir gelungen, Lenoble nach England herüber zu locken; wie gut wußte ich selbst meine Gicht zu benutzen, um Dich in meiner Nähe zu haben; wie habe ich raffinirt und diplomatisirt, um diese Angelegenheit

einem glücklichen Ausgange zuzuführen! Und jetzt, da mir dies alles besser gelungen ist als ich je zu hoffen wagte, verdirbst Du Alles und unterstehst Dich noch, vor mich hinzutreten und mir eine Vorlesung über die Pflicht zu halten. Ich möchte nur wissen, was Du eigentlich für einen Mann haben willst. Einen reichen? Der ist Lenoble. Einen schönen? Ein solcher ist Lenoble. Einen von guter Geburt? Lenoble stammt aus einer der ältesten Familien seiner Provinz. Einen guten? Lenoble ist einer der besten Menschen, die es auf der ganzen Welt geben kann. Ich frage Dich, was Du sonst noch willst."

„Ich will dem Manne, der mir sein Herz giebt, auch das meine geben können."

„Und was hält Dich dann ab, Gustav Lenoble Dein Herz zu geben?"

„Das kann ich Dir nicht sagen."

„Ja und wahrscheinlich Jemandem anders auch nicht. Wir wollen aber die Sache kurz machen. Wenn Du meine Tochter sein willst, so heirathest Du Gustav Lenoble, wo nicht, so —"

Der Capitain sah sich plötzlich außer Stande, die Rolle des Signor Capuleti seiner widerspenstigen Tochter Julia gegenüber weiterzuspielen. Durch welche Drohung konnte der edle Horatio seine Tochter schrecken und zum Gehorsam zwingen?

Ehe ein Vater davon spricht, sein rebellisches Kind zum Hause hinausjagen zu wollen, muß er auch erst ein Haus haben. Dies bedachte Capitain Paget und sah sich für den Augenblick genöthigt, schimpfliches Schweigen zu bewahren. Dennoch aber mußte es ein Mittel geben, dieses verblendete, junge Mädchen zur Vernunft zu bringen.

Er saß einige Minuten lang schweigend da, stützte den Kopf auf die Hand und hielt das Gesicht von Diana abgewendet.

Dieses Schweigen, diese Haltung gänzlicher Muthlosigkeit rührte sie mehr als sein Zorn. Sie wußte, daß seine Gesinnung eine gemeine und selbstsüchtige war, daß er nur an seinen eigenen Verlust dachte, aber dennoch bemitleidete sie ihn. Er war alt, hülflos und elend und eben seiner selbstsüchtigen, gemeinen Gesinnung wegen um so mehr zu bedauern.

Für ein heroisches Gemüth giebt es stets einen Trost, für feige Seelen dagegen hat das Leiden gar kein Gegengewicht. Capitain Paget hatte nicht den Muth, künftigen Jahren der Armuth in's Antlitz zu schauen. Die Intriguen und Ränke seines Lebens widerten ihn jetzt an, auch waren dieselben größtentheils abgenutzt und brachten nichts mehr ein.

Allerdings setzte er auf alle Fälle noch große

Hoffnungen auf Gustav Lenoble; diese Hoffnungen aber hingen davon ab, daß Gustav auch wirklich John Haygarth's Vermögen erbte. Er wollte deshalb etwas Greifbareres haben als dies, eine sofortige Sicherheit, und die Vermählung seiner Tochter mit Gustav hätte ihm diese Bürgschaft und für die Zukunft noch höhere Hoffnungen gegeben.

Er hatte sich schon eingebildet, die Vasallen von Côtenoir zu beherrschen und eine bedeutendere Rolle zu spielen, als der Herr dieses Schlosses selbst. Er hatte im Geiste schon sein Absteigequartier in Paris gesehen, denn der fortwährende Aufenthalt in der Normandie mußte nachgerade ein wenig langweilig werden.

Das war es, was er meinte, als er von einem Ruhehafen für seine alten Tage sprach, und für die Tochter, welche ihn aus Laune und Eigensinn an dem Besitz dieser Dinge hinderte, empfand er nur Zorn und Groll.

Diana bemitleidete den schwachen alten Mann, dessen Lippen der Kelch des Wohlbefindens so nahe zu sein geschienen und nun durch ihre Hand wieder hinweggeschlagen worden. Man hatte ihm ein Asyl, Bequemlichkeit, Ansehen, Freundschaft, Alles, was das Alter angenehm machen kann, versprochen, und sie hatte die Erfüllung dieses Versprechens ver-

hindert. Der Himmel weiß, wie rein ihre Beweggründe gewesen waren. Als sie aber dieses gebeugte Haupt mit seinem Silberhaar betrachtete, da fühlte sie, daß sie grausam gewesen war.

„Papa," hob sie nach einer Weile an, indem sie ihre Hand liebkosend auf ihres Vaters Nacken legte, obschon er sie mürrisch von sich schüttelte, „Papa, Du hältst mich für rücksichtslos, blos weil ich gethan habe, was ich für recht halte. Ich versichere Dir, daß ich bei dem, was ich heute Abend zu Gustav Lenoble sagte, nur von meinem Rechtsgefühl geleitet ward."

„Was Du nicht sagst!" rief der Capitain mit gellendem Gelächter. „Darf ich vielleicht fragen, wo Du Dein Rechtsgefühl aufgeschnappt hast? Von welchem heuchlerischen Methodistenpfaffen hast Du denn gehört, daß es Dir zukomme, Deinem armen alten Vater Vorschriften zu machen? Ehre Vater und Mutter, damit Du lange lebest auf Erden? Das lehrt die Bibel. Diese scheint aber jetzt aus der Mode gekommen zu sein und die Jugend unterfängt sich, das Alter in Bezug auf das Rechtsgefühl belehren zu wollen. Wird Dein Rechtsgefühl auch befriedigt sein, wenn Du hörst, daß Dein Vater im Armenhause verfault oder auf dem Straßenpflaster von London verhungert?"

„Ich bin nicht gefühllos, Papa. Ich bemit-

leide Dich von ganzem Herzen, aber es ist grausam von Dir, die Mißlichkeit Deiner Lage so zu übertreiben. Warum sollen Dir auf einmal die Mittel zum Leben fehlen, weil ich mich weigere, Mr. Lenoble zu heirathen? Du hast bis jetzt ohne meine Hülfe gelebt, eben so wie ich in der letzten Zeit ohne die Deinige. Nichts würde mich glücklicher machen, als zu wissen, daß Du sorgenfrei leben könntest, und wenn meine angestrengten Bemühungen Dir in Zukunft ein friedliches Asyl verschaffen können — was, wenn Kenntnisse und Fleiß noch einigen Werth haben, sicherlich der Fall sein wird, — so soll es an Thätigkeit von meiner Seite nicht fehlen. Ich werde für Dich arbeiten, Papa, gern und mit frohem Muthe."

„Wenn Deine Arbeit mir ein Asyl wie Côtenoir verschaffen kann — ein Asyl, welches Du mir durch ein einziges Wort hättest sichern können — so werde ich Dir dankbar sein."

„Wenn Du nur warten willst, Papa, wenn Du nur Geduld haben willst —"

„Geduld! Warten! Weißt Du, was Du sprichst? Du schwatzest von Geduld, Warten und Hoffen mit einem Manne, der keine Zukunft hat, dessen Tage gezählt sind und der das eisige Frösteln des Todes jeden Tag fühlt, während er an seinem elenden Heerde sitzt. Du meinst, ich könne auch

ferner so leben, wie ich bisher gelebt. Weißt Du nicht, daß das Leben mit jedem Tage schwieriger für mich wird? Deine Freunde in Bayswater wollen nichts mehr von mir wissen, ich habe den letzten Sixpence ausgegeben, den ich von Philipp Sheldon bekommen, und werde keinen wiedersehen. Hawkehurst ist ein undankbarer Schuft und läßt mich links liegen. Wenn man die Orange ausgequetscht hat, so wirft man die Schaale weg. Sagte das nicht Voltaire, als Friedrich von Preußen ihm den Laufpaß gab? Der Himmel weiß, daß es wahr ist, und Du, die durch ein einziges Wort sich eine glänzende Stellung und mir eine anständige Zukunft schaffen könnte, Du führst hochtrabende Redensarten von Deinem Rechtsgefühl und versprichst mir ein Asyl, wenn ich warten und hoffen will. Nein, Diana, mit dem Warten und Hoffen bin ich fertig und ein Asyl auf dem Boden der Themse kann ich auch ohne Dich finden."

„Du wirst nicht so ruchlos sein, so etwas zu thun," rief Diana entsetzt.

„Ich weiß nicht, in wie weit ein solcher Schritt ruchlos zu nennen wäre. Verlaß Dich aber darauf, wenn mir keine andere Wahl bleibt, als das Armenhaus und die Themse, so werde ich der Themse den Vorzug geben."

Das moderne Armenhaus ist kein einladendes

Heiligthum und ich glaube, mancher obdachlose Wicht trifft dieselbe Wahl.

Einige Minuten lang herrschte Schweigen. Diana stand mit den Ellbogen auf den Kaminsims gestemmt und hielt sich das Gesicht mit den Händen bedeckt.

„O Herr, lehre mich thun, was Recht ist!“ betete sie und folgte von nun an dem Impuls des Augenblicks.

„Was willst Du, daß ich thue, Papa?“ fragte sie.

„Du sollst thun, was jedes Mädchen, die nur einigermaßen Verstand hat, von selbst thun würde — Du sollst das Glück, welches Dir in den Schoos gefallen ist, annehmen. Meinst Du, daß Dir so etwas alle Tage geboten werde?“

„Du willst also, ich solle Gustav Lenoble's Antrag annehmen, gleichviel welcher Lüge ich mich dadurch schuldig mache?“

„Ich wüßte nicht, von welcher Lüge hier die Rede sein könnte. Nur eine Stumpfsinnige kann einen solchen Mann abweisen, anstatt dem Himmel für ein solches Glück zu danken.“

„Nun gut, Papa,“ rief Diana mit einem Gelächter, in welchem durchaus nichts Heiteres oder Musikalisches lag. „Die Rolle einer Stumpfsinnigen will ich denn doch nicht spielen. Wenn Mr. Lenoble mir die Ehre erzeigt, seinen Antrag zu

wiederholen — und sein Benehmen läßt mich vermuthen, daß er dies beabsichtigt — so werde ich darauf eingehen."

„Und er soll ihn wiederholen!" rief der Capitain, das tragische Pathos sofort fallen lassend. „Er soll ihn wiederholen. Morgen soll er zu Deinen Füßen liegen. Ja, Diana, mein liebes Kind, ich mache mich anheischig, es so weit zu bringen, ohne Gefahr für Deinen jungfräulichen Stolz oder die Würde einer Paget. Mein liebes Kind, ich hätte mir gleich denken können, daß reifliches Nachdenken Dich lehren würde, was Deine eigentliche Pflicht ist. Ich fürchte, ich bin etwas unfreundlich gewesen, aber Du mußt mir verzeihen, Diana. Mein Herz hängt einmal an dem Zustandekommen dieser Heirath, denn ich weiß, daß sie uns Beide glücklich machen wird. Also weine nicht, Du wirst es mir später einmal Dank wissen. Wenn meine armen alten Gebeine schon längst modern, wirst Du Dich an dem Anblick Deiner sorgenfreien, glücklichen Häuslichkeit weiden und bei Dir selbst sagen: „Das habe ich meinem Vater zu danken. Widrige Umstände machten es ihm unmöglich, seine Pflicht so zu thun, wie glücklichern Vätern zu thun vergönnt ist, dennoch aber war es seine stets wachsame Fürsorge, die mir einen bewunderungswürdigen Gatten und eine glückliche

Häuslichkeit verschaffte. Merke Dir meine Worte; die Zeit wird kommen, wo Du so sagst, mein liebes Kind."

„Ich werde mich bemühen, stets eine freundliche Erinnerung an Dich zu bewahren, Papa," antwortete Diana in leisem, wehmüthigem Tone; „und wenn meine Heirath Dein und Gustav Lenoble's Lebensglück sichern kann, so bin ich zufrieden. Ich fürchte blos, daß ich zu viel nehme und zu wenig gebe."

„Wirklich, Kind, Du mußt eine Nachkommin des guten Don Quixote sein. Zu viel und zu wenig — das möchte ich wohl wissen. Wo fände Lenoble eine schönere oder bessere Frau als Dich? Ein Herzog könnte stolz darauf sein, Dich zu seiner Gemahlin zu machen. Gieb mir einen Kuß, Kind, und sage mir, daß Du mir meine Unfreundlichkeit verziehen hast."

„Ach, Papa, ich glaube, daß Du klüger bist als ich. Warum sollte ich auch Mr. Lenoble ausschlagen? Er ist gut und freundlich und wird uns eine glückliche Heimath gewähren. Was kann ich mehr verlangen? Brauche ich wohl zu sein wie Charlotte, welcher das Leben nur aus Poesie und Herrlichkeit zusammengesetzt zu sein scheint?"

„Und die im Begriff steht, sich an einen armseligen Journalisten wegzuwerfen!" rief der Capitain.

„Ich kann ja auch gar nicht hoffen, zu sein wie dieses Mädchen mit ihrer glücklichen Unkenntniß des Lebens, ihrer unbegrenzten Liebe und ihrem schrankenlosen Vertrauen. Nein, mein Papa, diese Dinge sind nicht für mich.“

Sie lehnte das Haupt an ihres Vaters Brust und schluchzte wie ein Kind.

Es war dies das zweite Lebewohl, welches sie dem Manne sagte, den sie geliebt, den Träumen, die sie geträumt.

Der Capitain tröstete seine Tochter durch eine väterliche Umarmung, war aber eben so unfähig, ihre Gemüthsbewegung zu verstehen, als wenn er plötzlich aufgefordert worden wäre, eine verwittwete Japanesin zu trösten.

„Sie ist nervenschwach,“ murmelte er. „Edle Naturen sind solchen Anwandlungen häufig ausgesetzt. Und nun, mein liebes Kind,“ fuhr er in etwas geschäftsmäßigerem Tone fort, „laß uns die Sache ernstlich besprechen. Ich glaube, es wäre für Dich am räthlichsten, Bayswater zu verlassen und sofort Deine Wohnung hier in diesen bescheidenen Räumen bei mir zu nehmen.“

„Aber warum das, Papa?“

„Der Grund liegt klar zu Tage, mein Kind. Du darfst nun nicht mehr das Brod der Abhängigkeit essen. Als Gustav's künftige Gattin —

und in dem vorliegenden Falle bedeutet das Wort „künftig“ sofort“ —

„Papa,“ unterbrach Diana ihren Vater, „Du wirst mich doch nicht nöthigen, mich zu übereilen? Um Deinetwillen habe ich eingewilligt, aber Du wirst nicht so unedel sein —“

„Dich über die Gebühr zu treiben? Nein, mein Kind, das werde ich nicht thun. Von unanständiger Hast soll keine Rede sein. Deine Wünsche, Deine zarten und uneigennützigen Beweggründe sollen vor allen Dingen zu Rathe gezogen werden,“ rief der Capitain, der schon fürchtete, seine Tochter könne sich wieder anders besinnen; „alles soll nach Deinen Wünschen geschehen. Dennoch aber muß ich darauf bestehen, daß Du die Familie Sheldon sofort verlässest, erstens weil Mr. Lenoble Dich natürlich öfter zu sehen wünschen wird, als ihm dies möglich wäre, so lange Du bei Leuten wohnst, deren Bekanntschaft ich ihn nicht wünsche machen zu sehen, und zweitens, weil Du Mr. Sheldon's Gnade nun nicht mehr brauchst.“

„Mrs. Sheldon ist mir stets freundlich und liebevoll begegnet, und von Gnade, in dem Sinne, wie Du meinst kann keine Rede sein. So ohne Weiteres oder auf unfreundliche Weise kann ich Charlotte und ihre Mutter nicht verlassen. Sie

gewährten mir ein Asyl, als ich eines solchen zur höchsten Noth bedurfte. Sie erlösten mich von der eintönigen Plackerei des Schulzimmers, die mich zuletzt in einen hoffnungslosen, freudenlosen Automaten verwandelt haben würde. Meine erste Pflicht gehört diesen beiden Freundinnen."

Ein zorniges Schnauben des Capitains war der einzige Ausdruck der Entrüstung, welche die letzten Worte seiner Tochter in ihm erweckten.

„Meine nächste Pflicht gehört Dir und Mr. Lenoble. Erlaube mir daher, daß ich Mrs. Sheldon von der Veränderung, die in unserm Lebensplan eintreten wird, rechtzeitig in Kenntniß setze.

„Was nennst Du rechtzeitig?" fragte Horatio verdrießlich.

„Drei Monate vorher, ehe ich gehe."

„So! Dann willst Du also noch drei Monate lang Mrs. Sheldon's gehorsame Dienerin sein, während Mr. Lenoble, der Dich zu seinem Weibe machen will, auf Dich wartet?"

„Ich muß die Wünsche meiner Freunde zu Rathe ziehen, Papa."

„Schön, schön, liebes Kind," entgegnete der Capitain mit einem Seufzer, der mit einem Stöhnen nahe verwandt war, „Du mußt zunächst thun, was Dir und Deinen Freunden beliebt, auf Dei-

nen armen alten Vater nimmst Du erst in zweiter Reihe Rücksicht."

Er dachte jedoch an das Scharmützel, welches er so eben mit seiner Tochter bestanden und beeilte sich, sie seiner Nachgiebigkeit zu versichern.

„Es soll Alles werden, wie Du wünschest, liebes Kind," murmelte er. „Jetzt geh in mein Schlafzimmer, glätte Dir das Haar und bade Dir die Augen, während ich nach dem Thee klingle."

Diana gehorchte. Sie fand in dem Waschtisch ihres Vaters die zartesten türkischen Schwämme und die feinste Eau de Cologne. Das Armenhaus schien noch nicht ganz so nahe gerückt zu sein, wie er zu verstehen gegeben.

„Was soll ich denn zu Mrs. Sheldon sagen, Papa?" fragte Diana, als sie ihrem Vater den Thee einschenkte.

„Nun, ich glaube, Du wirst am besten thun, wenn Du weiter nichts sagst, als daß meine Verhältnisse sich ein wenig gebessert hätten und daß meine schwächliche Gesundheit Deine Pflege erheische."

„Aber Geheimnisse sind mir verhaßt, Papa."

„Mir auch, liebes Kind. Ein halbes Vertrauen aber ist unangenehmer, als gänzliches Verschweigen."

Diana fügte sich, behielt sich aber im Stillen das Recht vor, ihrer Freundin Charlotte zu sagen, was ihr beliebte. Vor dieser geliebten Adoptivschwester wollte sie nichts verheimlichen.

Wenn Mr. Lenoble seinen Antrag wirklich wiederholt und ich darauf eingehe, so werde ich ihr Alles sagen," dachte sie „Das gute Mädchen wird sich freuen, zu wissen, daß es außer ihr noch Jemanden giebt, der mich liebt."

Und dann dachte sie an das seltsame Walten des Schicksals, welches dieser Charlotte Halliday mit ihrem reichen Stiefvater und ihrer luxuriösen Umgebung einen vermögenslosen Glücksritter zum Geliebten gab, während bei ihr, der Tochter des Verschwenders und Abenteurers, sich ein reicher Freier einfand.

Sie dachte an das etwas cynische Sprüchwort: „Wenn man nicht haben kann, was man liebt, so muß man lieben, was man hat." Dieses Sprüchwort brachte ihr aber keinen Trost.

Von seltsamen Gefühlen bewegt, kehrte sie nach Bayswater zurück, nachdem sie ihrem Vater versprochen, sich bei ihm einzufinden, so oft er sie rufen ließe. Eigentlichen Schmerz, einen leidenschaftlichen Wunsch, ihr Versprechen zu widerrufen, empfand sie nicht. Das Gefühl, welches sie bedrückte, war vielmehr das Bewußtsein, daß ein

solcher Schritt, anstatt die Folge kindlichen Mitleids mit der Hülflosigkeit eines Vaters zu sein, eigentlich die freiwillige Wahl eines dankbaren und auf die Liebe eines guten Mannes stolzen Herzens sein sollte.

Fünftes Buch.

Der erste Akt von Mr. Sheldon's Drama.

Erstes Capitel.

Mit Sturm genommen.

Zwei Tage nach ihrer Unterredung mit Gustav Lenoble empfing Miß Paget ein kurzes Briefchen von ihrem Vater, der sie wieder nach Omega Street rief.

„Er ist nicht nach der Normandie zurückgereist,“ schrieb der Capitain. „Mein Kind, ich sage Dir, er betet den Boden an, auf welchem Du wandelst. Ach, wohl dem Kinde, das einen Vater hat. Ich brauche Dir wohl kaum zu sagen, daß Lenoble's erste Idee von Deiner Vortrefflichkeit ihm durch die Schilderung beigebracht ward, die ich ihm von Deiner Herzensgüte, Deiner Schönheit und Deinem Heldenmuth während unserer Gespräche in Côtenoir entwarf, wohin der glückliche Zufall einer Geschäftsverrichtung mich geführt hatte. Die In=

teressen meines einzigen Kindes haben mir stets am Herzen gelegen und wo ein weniger scharfsinniger Mann blos einen reichen Fremdling gewahrt haben würde, erkannte mein väterlicher Instinct sofort den prädestinirten Gatten meiner Tochter. Es bedurfte meiner vielfachen Lebenserfahrung und meiner gründlichen Kenntniß des Menschenherzens, um zu verstehen, daß ein Mann, der fünfunddreißig Jahre lebendig begraben in einer französischen Provinz — die übrigens ganz reizend ist und Deinem verfeinerten Geschmack vieles Interessante bieten wird — gelebt und außer seinen unmittelbaren Nachbarn nie einen Sterblichen gesehen hat, gerade der rechte Mann sei, um sich in die erste anziehende junge Dame, die er in der Fremde kennen lernt, zu verlieben. Verfehle nicht, heute Nachmittag zu mir zu kommen, und finde Dich möglichst zeitig ein.

Dein Vater H. N. C. P."

Diana gehorchte diesem Rufe, konnte sich aber immer noch nicht des seltsamen Gefühls erwehren, welches seit jener stürmischen Unterredung mit ihrem Vater ihr Gemüth erfüllte. Sie war ihrer selbst nicht recht sicher. Die alten Träume waren noch nicht völlig zerronnen, aber sie wußte, daß dieselben thöricht waren, und sie war halb geneigt,

zu glauben, daß der Zorn ihres Vaters wirklich eine gewisse Berechtigung gehabt habe.

„Was könnte ich in der That mehr verlangen?" fragte sie sich. „Gustav ist gut, brav und edel und er liebt mich. Wenn ich eine Prinzessin wäre, so würde meine Verheirathung durch andere Leute vermittelt werden und ich hätte Grund, mich glücklich zu schätzen, wenn der Mann, den der Staat zu meinem Gatten wählte, ein so guter und trefflicher Mann wäre wie Lenoble. Und er liebt mich — mich, die ich noch niemals Macht über das Herz eines Mannes gehabt habe."

Sie ging bei dieser Gelegenheit, eben so wie sie bei der letzten gethan, zu Fuße durch den Hyde Park und ihre obschon ein wenig verworrenen Gedanken waren nicht ganz unangenehm.

Ein halb schüchternes, halb zärtliches Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als sie in das kleine Zimmer trat, wo Gustav auf sie wartete. Sie hatte seinen Rock und Ueberzieher auf dem Vorplatze hängen sehen, und wußte daher, daß er sie erwartete. Es lag für diese arme, einsame Seele etwas Süßes in dem Gedanken, daß sie erwartet ward.

Als sie eine Secunde lang erröthend und im Bewußtsein ihrer veränderten Stellung auf der Schwelle stehen blieb, kam Gustav Lenoble über das Zimmer herüber und schloß sie in seine Arme.

Diese wackern starken Arme drückten sie an seine Brust und in dieser einen Umarmung nahm er sie in sein Herz auf und machte sie zu seinem Eigenthum für immerdar.

In jeder Geschichte lebenslanger Zuneigung giebt es einen Augenblick, in welchem der Bund besiegelt wird. Diana blickte auf in das freimüthige zärtliche Antlitz und fühlte, daß sie ihren Sieger gefunden hatte. Er war alles — Herr, Freund, Beschützer, Gatte, treuergebener Anbeter, tapferer, furchtloser Vertheidiger, und sie errieth seine Macht und seinen Werth, während sie scheu emporblickte und sich fast schämte, daß sie sich so leicht hatte erobern lassen.

„Mr. Lenoble," stammelte sie, indem sie sich von dem starken Arm freizumachen suchte, der sie wie von Rechtswegen umschlungen hielt.

„Nenne mich Gustav nun und für immer, meine Diana! Einen Mr. Lenoble giebt es für Dich nicht mehr. Noch wenige Wochen und Du wirst mich Deinen Gatten nennen. Dein Vater hat mich Dir gegeben. Er sagt mir, ich solle Deine Weigerung, Deine Bedenklichkeiten verlachen, ich solle es mit Dir machen, wie Shakespeare's Petruchio mit seiner Katharina, und ich werde seinem Rathe folgen. Sieh mich an, mein Engel, und zeige, ob Du mir Trotz bieten willst."

Der Engel blickte aber blos abwärts, Lenoble war jedoch entschlossen, eine angenehme Antwort zu hören.

„Sieh, Du kannst mir nicht Trotz bieten," rief er; „Du kannst mir nicht sagen, daß Du mir zürnst. Und der Andere — der Dumkopf — nicht wahr, dieser ist fort für immer? Ach, sage Ja!"

„Ja, er ist fort," sagte Diana fast flüsternd.

„Ist er ganz fort? Hast Du ihm die Thür Deines Herzens verschlossen und ihm sein Gepäck zum Fenster hinaus nachgeworfen?"

„Er ist fort," murmelte sie leise. „Er konnte seinen Platz nicht gegen Dich behaupten. Du bist so stark, so muthig und er war nur ein Schatten. Ja, er ist fort."

Sie sagte dies mit einem Seufzer der Erleichterung. Sie beantwortete die Frage ihres Bewerbers in aller Aufrichtigkeit. Sie fühlte, daß in ihrem Leben eine Krisis gekommen war — das erste Blatt eines neuen Bandes, und daß das alte, traurige, mit Thränen benetzte Buch weggeworfen werden konnte.

„Theurer Engel, wirst Du jemals mich lieben lernen?" fragte Gustav halbflüsternd und neigte sein bärtiges Gesicht herab bis seine Lippen beinahe ihre Wange berührten.

„Dich nicht zu lieben, ist unmöglich," antwortete sie leise.

Und es schien ihr in der That, als wäre dieser ritterliche Gallier eine Wesen, welches nach seinem Belieben den Frauen Liebe, den Männern Furcht einflößen könnte, ein Achilles im Frack, ein Bayard ohne Harnisch, ein jugendlicher Don Quixote, edel, brav, mitleidig, zart und mit einem Hirn, welches noch nicht durch die Lectüre einfältiger Romane verdorben worden.

Gerade als die kleine Liebesscene endete, trat der Capitain aus seinem Schlafzimmer. Er that, als fühlte er nicht, welche Poesie in dieser Situation lag und als wolle er blos nach dem Theegeschirr, den Lichtern und dergleichen sehen, so daß die Liebenden dadurch vollauf Zeit bekamen, sich wieder zu fassen.

Der Franzose hatte eigentlich seine Fassung überhaupt gar nicht verloren; er war blos heiterer als gewöhnlich und in seiner Miene lag etwas Triumphirendes, was aber durchaus nicht unangenehm war.

Diana war bleich, aus ihren Augen aber strahlte ein ungewohntes Licht und sie sah keineswegs aus wie ein auf dem Altar der kindlichen Pflicht geschlachtetes Opfer.

Sie fühlte sich, die Wahrheit zu gestehen,

diesen Abend glücklicher als dies seit langer Zeit der Fall gewesen. Mit dreiundzwanzig Jahren war sie noch jung genug, um sich zu freuen, daß sie wahrhaft geliebt ward, und doch auch alt genug, um das Gefühl des Friedens zu schätzen, welches in der Verbürgung einer glücklichen Zukunft lag.

An diesem Abend ging sie, als Mr. Sheldon's kleines Hauspersonal sich zur Ruhe begeben hatte, in Charlottens Zimmer geradeso wie sie am Weihnachtsabend gethan, um ihrem Geliebten zu entsagen und ihre Nebenbuhlerin zu segnen.

Diesmal war es ein neues Geständniß, welches sie zu machen ging, und zwar ein Geständniß, in welchem etwas Beschämendes für sie lag. Nichts ist schwerer zu gestehen, als eine Unbeständigkeit, und nicht jedes Weib ist so philosophisch wie Rahel Varnhagen, welche erklärte, beständig sein, heiße nicht immer eine und dieselbe Person, sondern immer Jemanden lieben.

Miß Paget setzte sich zu Charlotten's Füßen, wie sie bei jener Gelegenheit gethan. Die Witterung war noch kalt genug, um ein Kaminfeuer angenehm zu machen, obschon es über zwei Monate her war, seitdem der Klang der Weihnachtsglocken die winterliche Luft durchzittert hatte.

Diana saß auf einem niedrigen kleinen Sopha und spielte mit den Quasten des Hausrocks ihrer

Freundin, die gern ihr Bekenntniß ablegen wollte und gleichwohl verlegen um Worte war.

„Charlotte," begann sie endlich in hastiger Weise, „hast Du schon eine Idee, wann Du mit Valentin Hochzeit machen wirst?"

Charlotte ließ sich einen Ausruf der Ueberraschung entschlüpfen und entgegnete:

„Nein, meine liebe Di! Wie kannst Du eine solche Frage thun? Unsere Vermählung ist in Bezug auf die Zeit etwas noch ganz Unbestimmtes. Es kann damit noch sehr lange dauern, wenigstens wird sie nicht eher stattfinden, als bis Valentin in seiner Schriftstellerei eine sichere Stellung erlangt hat und ein Einkommen bezieht, welches fast eine Unmöglichkeit zu sein scheint. Dies war die ausdrückliche Bedingung, unter welcher Mr. Sheldon — Papa — seine Zustimmung zu unserer Verlobung gab. Natürlich war es sehr klug und angemessen von ihm, an diese Dinge zu denken, und da er sich fortwährend sehr freundlich und freigebig gegen mich gezeigt hat, so würde ich sehr undankbar erscheinen, wenn ich mich weigern wollte, mich von seinem Rathe leiten zu lassen."

„Das bedeutet also wohl, daß Euer Brautstand ein sehr langer sein wird?"

„Ja, der längste, den es vielleicht gegeben hat. Was kann aber auch schöner sein, als ein

langer Brautstand? Man lernt den Mann, den man heirathen soll, gründlich kennen und verstehen. Ich glaube, ich kenne schon jede Gedankenwendung in Valentins Gemüth ebenso wie alle seine Geschmacksrichtungen, und ich fühle, daß ich mit jedem Tage eben so denken lerne wie er. Ich lese die Bücher, die er liest, damit ich mit ihm darüber sprechen kann; natürlich bin ich nicht so gescheidt wie Du, Di, und Valentins Lieblingsschriftsteller kommen mir manchmal ein wenig trocken vor. Ich gebe mir aber Mühe, weißt Du, und je schwerer es mir wird, desto mehr bewundere ich das Genie meines Verlobten. Denke nur, Di, vergangenen Monat hat er drei verschiedene Artikel in drei verschiedene Zeitschriften geliefert. Man macht eine Menge Aufhebens über Homer, einen blinden alten Mann, der ein langes Gedicht über allerlei Schlachten und dergleichen geschrieben, und zwar so schlecht, daß man bis auf den heutigen Tag nicht weiß, ob es e i n vollständiges Epos oder blos ein Sammelsurium von vereinzelten Gedichten ist, die ein Mann, mit einem unaussprechbaren griechischen Namen an einander gereiht hat. Wenn ich bedenke, was dagegen Valentin leistet, und wie geringe Notiz die Recensenten von ihm nehmen, ausgenommen um ihm auf die entmuthigendste Weise zu sagen, seine Arbeiten seien seicht und

frivol gehalten, so komme ich manchmal auf den Gedanken, daß es mit der Literatur immer mehr bergab geht."

Charlotte begann, nachdem sie dies gesagt, sehr nachdenklich zu werden und sich in die Betrachtung des Genius ihres Verlobten zu versenken. Diana hatte die Conversation sehr schlau begonnen und die Absicht gehabt, auf die einfachste Weise von Charlottens Liebesangelegenheiten auf die ihrigen überzugehen. Das Gespräch aber drohete sich nun in eine literarische Discussion zu verwandeln.

„Lotta," hob Diana nach einer Pause wieder an, „würde es Dir sehr leid thun, wenn ich Dich noch vor Deiner Verheirathung verließe?"

„Du willst mich vor meiner Verheirathung verlassen, Diana? Haben wir nicht besprochen, daß Du, wenn ich fort bin, bei meiner Mutter bleiben und Tochterstelle vertreten sollst? Uebrigens wirst Du doch auch zu mir kommen und mir in Bezug auf meine Hauswirthschaft mit Deinem guten Rath zur Seite stehen und mich lehren, wie ich eine verständige, nützliche und sparsame Hausfrau werden kann. Du willst uns verlassen, Di! Was habe ich oder was hat Mama, oder Mr. Sheldon oder sonst Jemand Dir gethan, daß Du von etwas so Schrecklichem sprichst?"

„Was Du gethan hast, liebes Mädchen, liebe

Freundin, liebe Schwester? Du hast Alles gethan, um Dir meine unsterbliche Liebe und Dankbarkeit zu erwerben. Du hast mich aus einem harten, getäuschten, bitter denkenden und zuweilen sogar auf Dich neidischen Geschöpf in Deine liebende, hingebende Freundin verwandelt. Während ich früher ein elendes, erbärmliches Wesen war, bin ich jetzt ein zufriedenes und hoffnungsvolles. Du hast mich vergessen gelehrt, daß meine Kindheit und Jugend eine einzige lange Nacht des Elends und der Entwürdigung war; Du hast mich dem Vater verzeihen gelehrt, der mein Leben gehen ließ, wie es eben ging, und keine Anstrengung machte, mich aus dem Sumpf emporzuheben, in welchen ich versunken war. Ich kann nichts weiter sagen, Charlotte! Es giebt Dinge, die sich mit Worten nicht ausdrücken lassen."

„Und dennoch willst Du mich verlassen," sagte Charlotte in halb verwundertem, halb vorwurfsvollem Tone.

„Mein Vater wünscht es, Lotta, und noch Jemand, Jemand, den Du kennen und an dem Du Gefallen finden lernen mußt, ehe ich überzeugt sein kann, daß er mir selbst gefällt."

„Jemand!" rief Charlotte mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung, „Diana, um's Him-

mels willen, was stehst Du im Begriff, mir zu sagen?"

„Ein Geheimniß, Lotta, etwas, was mein Vater mir verboten hat, irgend Jemandem zu erzählen, was ich aber Dir nicht verschweigen will. Mein armer Vater hat einen gütigen Freund gefunden — einen Freund, der gegen ihn fast eben so gut ist wie Du gegen mich bist. Wie barmherzig ist doch der Himmel, daß er den Verlassenen Freunde erweckt! Ich bin mit diesem Mann in der letzten Zeit öfters zusammengetroffen und das Resultat ist, daß ich hauptsächlich um Papa's willen und weil ich weiß, daß er — nämlich Papa's Freund, Mr. Lenoble — edel, brav und rechtschaffen ist — eingewilligt habe, sein Weib zu werden."

„Diana!" rief Charlotte in einem strengen Tone wie man ihn einem so sanften Wesen nicht zugetraut hätte, „das darf nimmermehr geschehen!"

„Was denn, liebe Freundin?"

„Das Opfer! Nein, ein solches Opfer darf nicht gebracht werden. O, ich verstehe Alles. Um Deines grausamen, herzlosen, berechnenden Vaters willen, stehst Du im Begriff, einen Mann zu heirathen, den Du nicht lieben kannst. Du willst Dein armes, gebrochenes, verödetes Herz auf dem Altar der Pflicht opfern. Du glaubst doch nicht,

daß ich vergessen habe, was Du mir vor erst zwei kurzen Monaten sagtest, obschon ich egoistisch und frivol erscheinen muß, weil ich immerwährend von ihm spreche und mit meinem Glück paradire, wie Du glauben mußt, ohne Rücksicht auf die kaum vernarbten Wunden Deines edeln, selbstverleugnungsvollen Herzens. Aber ich habe nichts vergessen, Diana, und ein solches Opfer wie dieses werde ich nicht gestatten. Ich weiß, daß Du um meinetwillen auf ihn verzichtet hast, ich weiß, daß Du ihn, wie Du mir an jenem Abend sagtest, aus Deinem Herzen gerissen hast. Die schmerzende, brennende Leere aber, die dadurch in Deinem einsamen Herzen entstanden, soll heilig sein, Di. Das Bild eines Fremden darf sie nicht entweihen. Du sollst dem Egoismus Deines Vaters nicht Deinen eigenen Frieden opfern. Nein, nein! Bei meiner Mutter und mir findest Du stets eine Heimath und Du brauchst Dich nicht zu einem so grausamen Schacher wie diese Heirath zu erniedrigen."

Und Charlotte schloß weinend ihre Freundin in die Arme, wie die Vertraute der Tochter Agamemnon's gethan haben mag, als die unglückliche Prinzessin nach Kalchas' Ausspruch Gegenstand des allgemeinen Gesprächs im königlichen Haushalt geworden war.

„Wenn ich es nun aber für meine Pflicht halte, auf Mr. Lenoble's Antrag einzugehen, Lotta?“ entgegnete Miß Paget mit einem gewissen Grade von Verlegenheit. „Mr. Lenoble ist eben so reich als edel und meine Vermählung mit ihm wird meinem Vater ein gutes und sorgenfreies Asyl für seine alten Tage bereiten. Die thörichten Träume, von welchen ich am Weihnachtsabend sprach, waren aus meinem Sinn entschwunden, ehe ich wagte, davon zu sprechen. Ich bitte Dich, halte mich nicht für niedrig oder eigennützig. Nicht weil Mr. Lenoble reich ist, bin ich geneigt, ihn zu heirathen, sondern weil —“

„Weil Du Dich wegwerfen willst, um Deinem selbstsüchtigen, herzlosen Vater einen Vortheil zu verschaffen,“ unterbrach Charlotte. „Er hat Dich Dein ganzes Leben lang vernachlässigt und will nun von dem Opfer Deines Glücks Gewinn ziehen. Sei aber fest, liebe Di, Deine Charlotte wird Dir beistehen und für Dich stets ein Obdach zu finden wissen, möge es kommen, wie es wolle. Wer ist denn dieser Mr. Lenoble? Wahrscheinlich ein abscheulicher, alter, häßlicher Mann.“

Miß Paget lächelte und erröthete. Gustavs freimüthiges, schönes Gesicht tauchte lebhaft vor ihrem innern Auge empor, während Charlotte dies sagte.

„Nein, liebe Freundin," entgegnete sie. Mr. Lenoble ist kein alter Mann — er zählt höchstens fünfunddreißig Jahr."

„Fünfunddreißig Jahr!" wiederholte Charlotte, indem sie ein wenig das Gesicht verzog. „Das nennst Du doch nicht etwa jung? Und wie sieht er denn aus?"

„O, ich glaube, er ist ein Mann, den die meisten Leute schön nennen würden. Ich bin überzeugt, Dir wird er gefallen, Lotta. Dabei ist er so bieder, so lebensvoll, so kräftig und muthig. Er ist ein Mann, zu dem man in jeder Noth oder Gefahr seine Zuflucht nehmen würde, ein Mann, in dessen Nähe die Furcht ein Ding der Unmöglichkeit ist."

„Diana," rief Charlotte plötzlich; „Du liebst ihn!"

„Lotta!"

„Ja, theure Freundin, Du liebst ihn!" wiederholte Miß Halliday, indem sie ihre Freundin mit überwallendem Gefühl umarmte, „ja, Du bist in ihn verliebt bis über die Ohren. Und Du schämst Dich, mir die Wahrheit zu gestehen, ja, Du schämst Dich fast, sie Dir selbst zu bekennen — als ob Du eine in solchen Dingen so erfahrene Person wie ich bin, täuschen könntest!" rief Charlotte lachend. „Also während ich mir die größten

Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dich Deines Valentins beraubt, hast Du Deine Neigung in aller Ruhe auf diesen Gustav Lenoble übertragen, der sehr reich und brav und gut und edel ist und von den meisten Leuten ein schöner Mann genannt werden würde. Ach, der Himmel segne Dich tausendmal, meine gute, liebe, theure Freundin! Du hast mich sehr glücklich gemacht."

„Wirklich, Lotta?"

„Ja, Di. Der Gedanke, daß in Deinem Leben eine Leere herrsche, war für das meinige eine dunkle Wolke. Ich glaube, daß ich sehr egoistisch, sehr rücksichtslos gewesen bin, und ich würde nie aufgehört haben, mir deswegen Vorwürfe zu machen. Nun aber giebt es für mich nichts als Glück. Ach, meine gute Di, wie sehne ich mich, Deinen Mr. Lenoble zu sehen!"

„Du sollst ihn sehen, liebe Freundin."

„Und mittlerweile sage mir ein wenig, wie er aussieht."

„Diana entwarf die Schilderung, welche Charlotte von ihr verlangte, obschon nicht ohne eine gewisses Gefühl von Verlegenheit. Sie konnte sich nicht überwinden, sich in Bezug auf Gustav Lenoble mit Enthusiasmus auszusprechen, obschon in ihrem Herzen eine Wärme des Gefühls herrschte, von der sie überrascht ward.

„Welch eine Heuchlerin Du bist, Di!“ rief Charlotte nach einer Weile. „Ich weiß, daß Du diesen guten Franzosen fast eben so innig liebst, wie ich Valentin, und daß der Gedanke an seine Zuneigung Dich glücklich macht. Dennoch sprichst Du von ihm in kleinen, gemessenen Absätzen und ergehst Dich nicht einmal in Bezug auf sein schönes Aeußere in begeisterten Ausdrücken.“

„Es ist schwer, aus Träumen zur Wirklichkeit überzugehen, Lotta. Ich habe so lange unter Träumen gelebt, daß die wache Welt mir seltsam erscheint.“

„Das ist blos eine poetische Art und Weise, zu sagen, daß Du Dich schämst, Deine Meinung geändert zu haben. Ich werde Mr. Lenoble sagen, was für ein laues und seiner Liebe unwürdiges Wesen Du bist.“

„Sage ihm, was Du willst, nur vergiß nicht, daß von meiner Verlobung jetzt noch eine Weile nicht gesprochen werden darf. Es darf Niemand etwas davon erfahren, selbst nicht Deine Mama. Mein Papa hat mir dies ausdrücklich eingeschärft, und ich habe versprochen, ihm zu gehorchen, obschon ich in Bezug auf seine Gründe vollständig im Dunkeln tappe.“

Miß Halliday fügte sich in Alles, was ihre Freundin wünschte, und bat nur, Mr. Lenoble vorgestellt zu werden.

Diana versprach ihr dies; es stellte sich jedoch sehr bald heraus, daß Diana's Versprechen nicht Alles war, was bei dieser Gelegenheit gebraucht ward.

Seit einiger Zeit, überhaupt seitdem Charlotte verlobt war, hatte Mr. Sheldon sich in Bezug auf seine Stieftocher außerordentlich gewissenhaft gezeigt. Die Orte, welche sie besuchte, und die Leute, mit welchen sie in Berührung kam, schienen nach seiner Asicht von größter Wichtigkeit zu sein. Wenn er davon sprach, so gab er seiner Umgebung zu verstehen, daß seine Ideen von der Zeit an, wo Charlotte die Schule verlassen, dieselben gewesen seien.

Diana aber wußte, daß dem nicht so war. Mr. Sheldon's Theorien waren in der Zeit vor Charlottens Verlobung weit weniger streng und seine Praxis eine weit nachlässigere gewesen.

Keine Directrice eines Erziehungsinstituts für junge Damen konnte die Schritte ihrer Pflegebefohlenen strenger überwachen als Mr. Sheldon die seiner Stieftochter. Selbst jene angenehmen Spaziergänge in Kensington Gardens, die eine der regelmäßigen Beschäftigungen des Tages ausgemacht, wurden jetzt untersagt. Mr. Sheldon sah es nicht gern, daß seine Tochter sich öffentlich zeigte, ohne einen bessern Beschützer als Diana Paget zu haben.

„Nach meiner Ansicht schickt es sich nicht recht, daß zwei Mädchen mit einander in jenen Gärten herummarschieren," sagte er eines Morgens beim Frühstück. „Ich kann nicht zugeben, daß meine Stieftochter etwas thue, was ich meiner leiblichen Tochter nicht gestatten würde. Hätte ich eine solche, so würde ich ihr alles einsame Herumstreichen in Kensington Gardens entschieden untersagen. Du mußt wissen, Lotta, daß zwei so anziehende Mädchen wie Du und Miß Paget in Bezug auf die Orte, wohin sie gehen, und das, was sie thun, nicht vorsichtig genug sein können. Wenn Ihr Luft und Bewegung haben wollt, so könnt Ihr in unsern Garten gehen, und wenn Ihr einmal eine andere Umgebung und die neuen Moden sehen wollt, so könnt Ihr mit Mama ausfahren."

Charlotte fügte sich in diese Beschränkung allerdings ungern, obschon ohne eine Spur von offener Widersetzlichkeit. Sie fand ihren Stiefvater thöricht und unbillig, aber sie bedachte auch stets, daß er in Bezug auf ihr Liebesverhältniß freundlich und uneigennützig gewesen war, und sie zeigte sich daher gern bereit, ihre Dankbarkeit durch ein kleines Opfer dieser Art zu beweisen.

War ihrem Verlobten nicht gestattet, seine Sonntage in ihrer Gesellschaft zuzubringen und sie auch während der Woche zu besuchen, so oft er

es wünschte? Und was waren die Spaziergänge in Kensington Gardens im Vergleich mit der Wonne seiner Nähe?

Allerdings hatte sie auch bei diesen Spaziergängen zuweilen Mr. Hawkehurst's Gesellschaft genossen; sie wußte aber, daß er seine Arbeits- oder Studienzeit der Möglichkeit opferte, eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft zu sein, und sie fühlte, daß der Verlust, den sie an Freiheit erlitt, für ihn ein Gewinn sein konnte.

Als sie einander das nächste Mal sahen, sagte sie ihm, daß die Morgenspaziergänge verboten seien und die Liebe ist eine so eifersüchtige Leidenschaft, daß es Mr. Hawkehurst keineswegs leid that, zu finden, daß seine Perle so streng und sorgfältig bewacht ward.

„Es scheint dies von Mr. Sheldon allerdings etwas sonderbar zu sein," sagte er; „ich glaube aber, er hat Recht. Ein solches Mädchen wie Du darf nicht ohne bessern Schutz ausgehen, als Diana Dir gewähren kann. Es giebt unverschämte Menschen, welche ein schönes Mädchen mit der größten Dreistigkeit angaffen, und es ist mir lieb, zu hören, daß Du dieser Gefahr künftig nicht mehr ausgesetzt sein wirst."

Dennoch fand Mr. Hawkehurst die strengen Begriffe des Stiefvaters seiner Verlobten, als er

selbst seine „Perle“ mit in die Gemäldeausstellung nehmen wollte, nicht ganz so angenehm. Man sagte ihm, daß Miß Halliday nirgendwohin anders gehen dürfe, als in Begleitung ihrer Mama, und da diese an Gemälden kein großes Interesse fand und auch die körperliche Anstrengung beim Besuch der Ausstellung scheuete, so mußte er auf das Vergnügen, dieselbe mit Lotta am Arme in Augenschein zu nehmen, verzichten.

Er erklärte bei dieser Gelegenheit Mr. Sheldon für einen engherzigen Dummkopf, zog aber diese Bemerkung, als Charlotte ihn an die sonstige Handlungsweise ihres Stiefvaters erinnerte, mit Reue und Zerknirschung wieder zurück.

„Ja, liebe Charlotte, er ist allerdings sehr freundlich und uneigennützig gewesen — sogar uneigennütziger als Du glaubst; dennoch aber kann ich mir in dieser Beziehung seine Handlungsweise nicht recht erklären.“

Es war sehr gut für Charlotte, daß sie sich so ohne Weiteres in diese neue Beschränkung gefügt hatte, denn Mr. Sheldon hatte sich auf activen Widerstand gefaßt gemacht und darnach seine Anordnungen getroffen. Er hatte seiner Gattin und eben so auch Mrs. Woolper gesagt, daß seiner Stieftochter nicht erlaubt sei, das Haus anders zu verlassen, als in seiner oder ihrer Mutter Begleitung.

„Charlotte ist ein ganz gutes Mädchen, seht Ihr, Nancy," sagte er zu der alten Haushälterin, „aber sie ist jung und leichtsinnig, und für Miß Paget kann ich natürlich nicht bürgen. Ihre Herkunft ist nicht die empfehlendste und meine Pflicht verlangt, dies zu bedenken. Manche Leute glauben, man könne einem Mädchen nicht genug Freiheit gestatten, ich aber denke in dieser Beziehung anders. Nach meiner Ansicht kann man ein schönes Mädchen, die man verpflichtet ist, zu schützen, nie genug hüten."

Dies klang alles sehr edel und sehr gewissenhaft. Selbst Mrs. Woolper dachte dies, obschon sie sich in ihrem Verkehr mit Mr. Sheldon einer gewissen furchtbaren Erinnerung niemals ganz entschlagen konnte.

Diese Erinnerung war Tom Halliday's Tod und die schwarzen Gedanken und Befürchtungen, welche in Bezug hierauf eine Zeit lang ihr Gemüth beherrscht hatten. Der Schatten dieser Gedanken trat selbst jetzt noch zuweilen zwischen sie und Mr. Sheldon, obschon sie sich längst eingeredet hatte, daß ihr Verdacht ein völlig ungegründeter gewesen sei.

„Habe ich vielleicht nicht gesehen, daß mein eigener Neffe von einem bösen Fieber noch viel schneller hinweggerafft ward, als der arme Mr.

Halliday?" sagte sie bei sich selbst. „Wie kann ich von einem Manne, den ich, als er noch Kind war, auf meinen Armen getragen, etwas so fürchterliches denken, blos weil eine Tasse fette Fleischbrühe mir Uebelkeiten verursachte?"

Durch solche und ähnliche Folgerungen überzeugt, daß sie ihrem Herrn ein schweres Unrecht zugefügt, und dankbar für das erwünschte Obdach, welches er ihr in ihren alten Tagen gewährt, fühlte sie, daß sie im Dienst ihres Wohlthäters nie genug thun könne.

Sie hatte sich bereits als kluge, umsichtige Wirthschafterin gezeigt, sie hatte mancherlei Mißbräuche abgestellt, welche die gute phlegmatische Georgina sich zeither von den Dienstleuten ruhig hatte gefallen lassen und obschon sie der energischen alten Frau für diese Reformen nicht sonderlich dankbar war.

„Ich habe immer gefühlt, daß ich im Hause nicht viel gelte, liebes Kind," sagte sie zu ihrer Tochter, „seitdem aber diese alte Woolpert hier ist, bin ich vollends eine Null."

Mrs. Woolper, die von Natur viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe besaß, bemerkte sehr bald, daß Mr. Sheldon in Bezug auf seine Stieftochter eine ganz abnorme Aengstlichkeit entwickelte. Sie brachte dieselbe zum Theil auf Rechnung des

mißtrauischen Gemüths ihres Dienstherrn, zum Theil auf Rechnung seiner geringen Kenntniß der Frauen.

„Er glaubt wahrscheinlich, Charlotte könne mit diesem jungen Mann davonlaufen und sich heimlich trauen lassen, aber er weiß nicht, was für ein gutes, liebes, unschuldiges Wesen sie ist und wie leid es ihr thun würde, Jemandem zu mißfallen, der gütig und freundlich gegen sie ist. Miß Paget kenne ich nicht genau. Sie ist etwas zurückhaltender als Miß Charlotte, obschon sie eigentlich mit zum Dienstpersonal gehört. Dennoch aber scheint sie sehr rechtschaffen und wahrheitsliebend zu sein. Was Charlotte betrifft, so bedarf diese keiner Beaufsichtigung, dafür bürge ich. Diese Börsenmänner aber, denen fortwährend das Steigen und Fallen ihrer Papiere, wodurch so viele Menschen unglücklich werden, im Kopfe herumgeht, kommen zuletzt auf die Idee, daß es in der ganzen Welt keine Treue und Redlichkeit mehr giebt."

So ungefähr dachte Mrs. Woolper, wenn sie des Abends in ihrem gemüthlichen kleinen Zimmer saß. Die drei jungen Frauenzimmer und der Laufbursche, welche Mr. Sheldon's Dienstpersonal ausmachten, hielten sich lieber in der Küche auf, weil sie sich durch die strenge Etikette, die Mrs.

Woolper in ihrem Zimmer aufrecht zu erhalten wußte, nicht wenig beengt fühlten.

Dieses Zimmer trug eben so wie jedes andere in dem Hause des Actienspeculanten das Gepräge des Wohlstands. Ein bequemer Lehnstuhl nahm Mrs. Woolpert's müde Glieder auf. Auf einem blanken kleinen Roste brannte ein helles, kleines Feuer und die dunlelrothe Flamme desselben spiegelte sich in dem blanken, kleinen Feuerschirm. Hübsche Bilder schmückten die Wände und ein kleiner, runder Tisch mit einer etwas grellbunten Decke trug Mrs. Woolperts Arbeitskästchen und Familienbibel, welche beide Gegenstände sie in guten wie in schlimmen Tagen stets zu bewahren gewußt hatte, obschon sie sich nicht gerade sehr fleißig mit ihnen beschäftigte.

Sie fühlte sich der himmlischen Gnade viel näher, wenn sie die Familienbibel neben sich liegen hatte, ja sie war der Meinung, daß die Bewahrung und gebührende Schaustellung schon an und für sich eine Art Gottesdienst sei.

Daß sie aber auch darin lesen sollte, davon stand nichts in dem „Schein.“ Ihre Augen waren alt und schwach — allerdings scharf genug, um Mr. Sheldon's Stuben- und Küchenmägden auf die Finger zu sehen, aber selbst für groben Druck immer zu schwach.

Wenn sie sich des Abends nach vollbrachtem Tagewerk in diesem gemüthlichen kleinen Zimmer umsah, während die Theekanne warm stand und ihre Brotschnitten über dem Feuer schmorten, fühlte sie sich dem Manne, dem sie diese Genüsse verdankte, sehr dankbar.

„Was wäre ich jetzt ohne ihn?" fragte sie sich schaudernd, denn der Schatten eines von hohen schwarzen Mauern umschlossenen Gebäudes — des Londoner Armenhauses — stieg vor ihr auf. Sie wußte nicht, welche Schwierigkeiten ihr den Einlaß selbst in dieses schauerliche Asyl versperrt haben würde, sie dachte blos an die Schrecknisse desselben und sie segnete ihren Dienstherrn für das Wohlwollen, womit er die Dienste ihrer schwachwerdenden Hände angenommen.

Dies war die Dienerin, auf welche Philipp Sheldon sich verließ. Er sah, daß sie dankbar und bereit war, ihm mit fast sklavischer Hingebung zu dienen; er wußte, daß sie in der Vergangenheit Verdacht gegen ihn gehegt, aber er sah jetzt, daß sie diesen Verdacht überlebt hatte.

„Es giebt für dergleichen Dinge eben so eine Verjährung wie für Schulden," sagte er bei sich selbst. „Wenn der Mensch sich zusammennimmt, so kann er Alles niederleben."

Zweites Capitel.

Felsenfest.

Nach jener mitternächtlichen Unterredung zwischen den beiden Mädchen in Miß Halliday's Schlafzimmer vergingen zwei oder drei Tage in der kleinen gothischen Villa auf die gewohnte glatte Weise und Charlotte, welche nicht offen von der veränderten Stellung ihrer Freundin sprechen durfte, machte ihren Gefühlen dadurch Luft, daß sie Diana verstohlen die Hand drückte und ihr dann und wann mit den schelmischen grauen Augen zublinzelte.

Von Valentin sprach sie mehr als je, denn nun, wo ihre Freundin ebenfalls einen passenden Gegenstand für Lobeserhebungen hatte, fühlte sie sich berechtigt, ihren Helden zu preisen, wie der Drang ihres Herzens sie trieb.

„Und nun bist Du an der Reihe und wirst mir von Mr. Lenoble erzählen,“ pflegte sie naiv zu sagen, wenn sie Diana die Einzelheiten ihrer letzten Unterredung mit Valentin mitgetheilt oder ihr ein Bild von der kleinen ländlichen Wohnung entworfen hatte, in der sie einmal mit Valentin das Glück der Ehe zu genießen gedachte.

Als aber Diana in dieser Weise aufgefordert ward, sich mit Begeisterung über ihren Verlobten auszusprechen, konnte sie nichts sagen. Das, was sie fühlte, war zu tief, um mit Worten ausgedrückt zu werden.

Der Gedanke an ihren Geliebten war ihr seltsam, die Thatsache seiner Liebe war ihr etwas Räthselhaftes und Wunderbares. Sie konnte nicht von ihm in der gewohnten frivolen Schulmädchen-weise plaudern und die Liebe zu ihm hatte erst seit so kurzer Zeit in ihrem Herzen Wurzel gefaßt, daß es von dieser magischen Pflanze noch keine Blüthen zu pflücken gab.

„Fordre mich nicht auf, von ihm zu sprechen,“ liebe Lotta,“ sagte sie. „Ich weiß noch nicht ganz gewiß, ob ich ihn liebe; ich fühle blos, daß es süß ist, von ihm geliebt zu werden. Ich glaube, die Vorsehung hat mir ihn aus Erbarmen über meine Verlassenheit gesendet.“

So ungefähr hatte vor fünfunddreißig Jahren

Susanne Meynell gedacht, als Gustav der Erste sie von dem Verbrechen, welches nicht bereuet werden kann, zurückgehalten hatte.

Jener ritterliche Sinn, der den Lenobles angeboren war, machte sie vorzugsweise geneigt, der Verlassenheit und Schönheit, der Schwäche und dem Kummer ihr Mitleid und ihren Beistand zu widmen.

Dieses Mitleid mit der Hülflosigkeit ist überhaupt blos ein Element der übermäßigen Kraft. War die Rettung und Befreiung von Schwächlingen und Frauen nicht stets das Attribut der gewaltigen Männer des Alterthums? Wer eilte schneller als Herkules zur Rettung Hesione's? Wer war schneller zur Hand wie Perseus als es galt Andromeda zu befreien? Und welches Meerungeheuer wäre furchtbarer als Verlassenheit und Armuth?

Nach wenigen Tagen traf wieder ein Brief von Capitain Paget ein und brachte eine abermalige Einladung nach Omega-Street.

„Lenoble hat seine Abreise nach der Normandie unwiderruflich auf den morgenden Tag festgesetzt," schrieb der Capitain. „Er wünscht seine Töchter zu sehen, ohne Zweifel um ihnen die Kunde seiner bevorstehenden Wiederverheirathung mitzutheilen. Er wünscht sehr, Dich zu sprechen, und da ich ihm verboten habe, Dich in Bayswater zu

besuchen, so kann er Dich blos hier treffen. Morgen Abend wird er zur gewöhnlichen Zeit eine Tasse Thee bei mir trinken und ich erwarte Dich daher zeitig am Nachmittage zu sehen."

Damit war eine Gelegenheit zu der Vorstellung geboten, welcher Miß Halliday mit so großem Interesse entgegensah.

„Wenn Mr. Sheldon und Deine Mama Dir gestatten wollen, mich heute Nachmittag zu begleiten, liebe Charlotte, so werde ich Dich gern mitnehmen," sagte Diana und es war ihr, als würde sie weniger wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm erscheinen, wenn sie mit ihrem Verlobten von Charlotte begleitet zusammenträfe.

Leider sollten die beiden jungen Damen in dieser Beziehung sich in ihrer Erwartung getäuscht sehen. Mr. Sheldon erwies sich in allen Dingen, die mit seiner Stieftochter zusammenhingen, als ein socialer Drako. Da Charlotte von Gustav Lenoble nichts erwähnen durfte, so konnte sie blos den Wunsch ihrer Freundin, sie auf dem ihr von Kindespflicht gebotenen Gange zu begleiten, geltend machen. Mr. Sheldon's praktischem Sinne aber erschien dieser Wunsch völlig abgeschmackt und unvernünftig und er zögerte nicht, in einem Zwiegespräch mit seiner Stieftochter dieser Ansicht Worte zu leihen."

„Ich möchte wissen, weshalb Du einen gichtkranken alten Mann besuchen wolltest, der ja seine Tochter hat," sagte Mr. Sheldon. „In der That, ich muß mich wundern, ein Mädchen von Deinem guten Verstand eine solche Absicht aussprechen zu hören. Miß Paget ist Deine Gesellschafterin, aber nicht Dein Gast. Ihre Pflicht ist es, sich in Deine Launen zu fügen, Dir aber kommt es nicht zu, den ihrigen zu gehorchen."

Der Einfall geht aber von mir aus. Ich möchte wirklich einen Nachmittag in Chelsea zu bringen. Es wäre eine kleine Veränderung, weißt Du." —

Mr. Sheldon sah seine Stieftochter mit einem scharfen durchdringenden Blick an, einem Blick, in welchem sich sowohl Argwohn als Neugier zu erkennen gaben.

„Ein solcher Einfall schickt sich für eine achtbare junge Dame in Deiner Stellung durchaus nicht," sagte er in strengem Tone, „und ich muß mir dergleichen für die Zukunft verbitten."

Damit war die Sache entschieden. Charlotte fügte sich und Diana begab sich allein nach Omega Street.

Gustav wartete bereits auf sie.

Er schlug einen Spaziergang vor und Capi-

tain Paget sprach mit Enthusiasmus von frischer Luft und den wohlthätigen Wirkungen derselben.

Somit gingen die Liebenden hinaus in den kühlen Winternachmittag und wanderten in der öden Pimlico-Region bis nach dem St. James Park.

Gustav freute sich, Diana's Hand auf seinem Arm zu fühlen und Diana war fast betäubt von einem Gefühl des Glücks, welches eben seiner Neuheit wegen ihr immer noch wie ein Traum vorkam.

Gustav sprach mit Begeisterung von seinen Plänen für die Zukunft. Er hätte die Vermählung am liebsten sofort vollziehen lassen, wenn dies möglich gewesen wäre. Diana aber zeigte ihm, daß es nicht möglich war. Ihre erste Pflicht gehörte den einzigen Freunden, die sie jemals gekannt. Gustav bekämpfte alle ihre Einwendungen tapfer beinahe eine Stunde lang, während welcher Zeit sie bis dicht an die Thore des St. James Park kamen, Diana aber blieb fest.

„Was für ein tyrannisches Weib werde ich an Dir bekommen!" rief Gustav endlich. „Ich glaube, Dir liegt an diesen Sheldons mehr als an mir, Diana."

„Diese Sheldons sind in der vergangenen Zeit sehr gut und freundlich gegen mich gewesen."

„Und ich gedenke in Zukunft eben so gut und freundlich gegen Dich zu sein," antwortete Gustav. „Wenn die Hingebung eines thörichten, liebenden Gatten Dich glücklich machen kann, so sollst Du das glücklichste Weib in der ganzen Normandie sein."

„Aber was habe ich gethan, um eine solche Hingebung zu verdienen?" murmelte Diana verwundert.

„Was Du gethan hast? Nichts, weniger als nichts. Nicht einmal um mich glücklich zu machen, willst Du Gefahr laufen, Deine Familie Sheldon zu beleidigen. Das Schicksal aber hat gesagt: Zu den Füßen dieses Mädchens mit den dunklen Augen und mit dem bleichen stolzen Gesicht soll der arme Lenoble von Côtenoir sein Herz niederlegen. Weißt Du, was ich, als ich Dich das erste Mal in dem kleinen Zimmer da drüben sah, zu mir sagte? Ach nein! Wie könntest Du das errathen? „Das ist sie, sagte ich. Schaue sie an! Dein Schicksal ist es, Lenoble, auf welches Du Deine Blicke heftest. Und Du, Geliebte, warest ruhig und stumm wie das Schicksal, still wie die marmorne Göttin, welcher die Heiden ihre Opfer darbrachten, über deren kalte Knie sie ihre kostbaren Gewänder breiteten. So warf auch ich meine Schätze in Deinen Schoos, Geliebte, mein Herz, meine Hoffnungen, Alles, was ich darzubringen hatte."

Dies war alles sehr süß, aber selbst diese Süßigkeit war nicht ohne Stachel. Diana sagte sich, daß eine solche Liebe nur an dem reinsten Altar dargebracht werden sollte, und wenn sie der vielen Flecken gedachte, die an der Ehre ihres Vaters hafteten, so kam es ihr vor, als ob ein Theil der Schmach nothwendig auch ihr ankleben müsse.

„Gustav," hob sie nach einer Weile an, „meinst Du nicht auch, daß diese Worte der Liebe und des Vertrauens zwischen Dir und mir etwas sehr Thörichtes sind und daß Du alle Deine Versprechungen ein wenig zu leichtfertig gegeben hast? Was weißt Du von mir? Du siehst mich in meines Vaters Zimmer sitzen und weil Dir meine Augen zufällig gefallen oder aus irgend einem andern eben so thörichten Grunde forderst Du mich auf Dein Weib zu werden. Ich kann ja leicht eins der verwerflichsten Geschöpfe gewesen sein."

„Du hättest ein solches gewesen sein *können*. Ja das ist wahr, aber Du *bist* ja keins. Wärest Du eins gewesen, so würde Gustav Lenoble nicht sein Herz in Deinen Schoos geworfen haben, selbst wenn Deine Augen noch bezaubernder gewesen wären als sie sind. Wir, die wir dem Drange unseres Herzens folgen, besitzen großen Scharfblick und wissen besser, was wir thun als unsere langsam überlegenden Freunde glauben. Ich brauchte nicht eine

Stunde in Deiner Gesellschaft gewesen zu sein, um zu wissen, daß Du edel und wahr bist. In Deiner Stimme liegt ein Ton und in Deinem Gesicht ein Ausdruck, welcher dies besser sagt als durch Worte geschehen könnte, denn Worte können lügen, während Ton und Blick in der Regel aufrichtig sind. Ja, mein Engel, ich kannte Dich von jenem Abend an. Mein Herz übersprang alle Schranken der Convenienz und fand den Weg gerade zu dem Deinigen."

„Ich sehe, daß Du viel besser von mir denkst, als ich es verdiene; gesetzt aber, daß Du Dich in Bezug auf mich selbst nicht täuschest, so fürchte ich doch, daß dies in Bezug auf meine Umgebung der Fall sei."

„Daß Dein Vater arm ist und daß die Bürde seiner Armuth auch schwer auf Dir lastet, weiß ich. Damit ist es genug."

„Nein, Gustav, damit ist es nicht genug. Wenn ich Dein Weib werden soll, so will ich mich nicht als Betrügerin in Deine Familie schmuggeln. Neulich, als Du mich befragtest, sagte ich Dir die Wahrheit über mich selbst, und die Pflicht verlangt, daß ich Dir auch die Wahrheit über meinen Vater sage."

Und nun erzählte sie ihm in den schlichtesten, offensten Worten die Lebensgeschichte ihres Vaters.

Sie überhäufte denselben nicht mit unnöthiger Schmach, sie flocht keine Klage über ihre vernachlässigte Kindheit und freudenlose Jugend ein, aber sie sagte ihrem Verlobten, daß ihr Vater ein Abenteurer gewesen, daß er sich in verdächtiger Gesellschaft bewegt und sein Brod auf verdächtige Weise verdient habe.

„Ich hoffe und glaube," schloß sie, „daß wenn ihm für seine letzten Jahre eine friedliche Heimath gesichert werden könnte, er dieselben verleben würde wie ein Gentleman und wie ein Christ, und daß er, nachdem der bittere Kampf um die Existenz geendet wäre, die Vergangenheit bereuen würde. Ich glaube nicht, daß sein Ehrgefühl ihn jemals ganz verlassen hat, selbst dann nicht als er jenes elende Wanderleben führte, überall Schulden und Schwierigkeiten zurückließ und stets von Gläubigern, welche guten Grund hatten aufgebracht zu sein, gedrängt und gehetzt ward. Ja, Gustav, ich glaube fest, daß, wenn es der Vorsehung gefallen sollte, meinem Vater endlich ein friedliches Asyl zu gewähren, er Gottes Güte dankbar verehren und die Sünden seines Lebens bereuen wird. Und nun habe ich Dir gesagt, welches Erbtheil ich meinem Gatten zubringen kann."

„Meine theure Geliebte, um Deinetwillen nehme ich das Erbtheil an. Ich hatte nie eine

andere Absicht als Deinem Vater ein Sohn zu sein, und wenn er, was die Vergangenheit betrifft, nicht der beste der Väter gewesen ist, so will ich ihn wenigstens in Bezug auf die Zukunft zu einem anständigen Vater zu machen suchen. Ich habe schon längst gemerkt, daß er eine Art Abenteurer gewesen ist. Die Hoffnung auf Gewinn führte ja ihn auch zu mir und ohne es zu wissen, brachte er mir den herrlichsten Gewinn in Gestalt seiner Tochter."

Diana erröthete, denn sie bedachte, daß ihr Vater in dieser Sache nicht so unschuldig und von absichtlicher Berechnung so frei war wie der Franzose glaubte.

„Und also um meinetwillen willst Du auch meinen Vater bei Dir aufnehmen?"

„Herzlich gern."

„Ach, Du bist in der That ein edler Mann."

„Ich bitte Dich, mache davon kein großes Aufhebens. Wenn man das Weib sieht, welches, wie man sofort fühlt, einem vom Schicksal bestimmt worden, soll man dann vielleicht sich erst nach dem Rufe und Charakter ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Cousine erkundigen? Denn wenn man einmal damit anfängt, so weiß man nicht, wo man aufhören soll. Ein wahrhaft Liebender zieht keine Erkundigungen ein. Wenn er seinen Juwel in der

Gosse findet, so fischt er ihn aus dem Schlamme heraus und trägt ihn in seinem Busen fort — zu stolz auf seinen Schatz als daß er daran denken sollte, wo er ihn gefunden, natürlich stets vorausgesetzt, daß der Juwel kein nachgemachter sondern ein ächter und würdig ist, die Krone eines Königs zu schmücken. Und mein Diamant ist vom reinsten Wasser. Uebrigens werden wir auch die Gosse trocken zu legen versuchen, das heißt, wir wollen die kleinen Schulden, von welchen Du sprichst, die Hauswirthe und die Handwerker und Lieferanten bezahlen, welche Deinem Vater Credit gegeben haben."

„Wie, Du wolltest Papa's Schulden bezahlen?" rief Diana ganz erstaunt.

„Warum nicht? Alle diese kleinen Schulden, die Dich so beunruhigen, sind vielleicht mit zwei- bis dreitausend Pfund abgemacht. Uebrigens sagt mir Dein Vater auch, daß mir mit der Zeit bedeutender Reichthum zufallen werde."

„Das sagt Dir mein Vater? Ach, dann hast Du Dich also doch von ihm in irgend eine Speculation verwickeln lassen."

„Er hat mich in keine Speculation und kein Risico verwickelt, welches nicht mit zwei- bis dreihundert Pfund gedeckt werden könnte."

„Aber diese ganze Sache kommt mir sehr geheimnißvoll vor, Gustav.“

„Ja, allerdings handelt es sich hier um ein Geheimniß, welches ich mich verbindlich gemacht habe zu bewahren. Fürchte aber nichts; ich werde mich von Deinem Vater niemals zu einer gewagten Speculation verlocken lassen, das glaube mir, meine Theure.“

Und nun kehrten sie in der Winterdämmerung nach Omega Street zurück und Diana liebte und bewunderte diesen Mann von ganzem Herzen. Ein neues schönes Leben lag vor ihr. Da, wo früher nur eine kahle Wüste zu sehen gewesen, lag jetzt eine schöne im Sonnenschein der Hoffnung prangende Landschaft ausgebreitet.

„Glaubst Du, daß Deine Kinder mich lieben lernen werden, Gustav?“ fragte Diana nicht ohne ein gewisses Befremden, daß dieser leichtherzige, nur seinem innern Drang folgende Liebhaber bereits Familienvater sei. Sie glaubte, eine so schwere Verantwortlichkeit wie die Vaterschaft müsse dem Manne, der sie trüge, ein gewisses Gepräge von feierlichem Ernst aufdrücken.

„Du zweifelst, daß meine Kinder Dich lieben lernen!“ rief Gustav. „Ach, anbeten werden sie Dich! Sie wünschen ja nichts sehnlicher als Jemanden zu haben, den sie lieben können. Ihre

Herzen sind Blumengärten und Du sollst die Blumen pflücken. Aber wirst Du Dich auch in Côtenoir glücklich fühlen? Es macht einen etwas düstern Eindruck — das alte Schloß mit den langen dunklen Gängen. Wir wollen aber aus Rouen neue Meublements holen und alles schön und heiter machen wie das Herz Deines Bräutigams. Du wirst Dich gewiß nicht langweilen."

„Wie könnte ich das bei Dir und den Deinigen? Ich werde Gott Tag und Nacht für meine glückliche neue Heimath danken, wie ich noch vor wenigen Monaten, als ich unzufrieden und des Lebens überdrüssig war, niemals danken zu können geglaubt hätte."

„Wohl als Du noch an den Andern dachtest? Ha, was für ein Dummkopf muß er gewesen sein! Aber nun wirst Du nicht wieder an ihn denken; es ist ein Traum, welcher vorüber ist."

Dieses Selbstvertrauen, welches ein Attribut dieses sanguinischen Gemüths war, machte dem verliebten Gustav Lenoble den Gedanken an einen Nebenbuhler zu einem durchaus nicht unangenehmen. Es schmeichelte ihm, daß er den Sieg errungen und daß sein Nebenbuhler so gut wie vernichtet war.

„Ich möchte Dir Deine künftige Heimath gern recht bald zeigen," hob er nach einer Weile

wieder an. „Deine Sheldons müssen Dir, wenn sie Dich jetzt noch nicht ganz fortlassen wollen, wenigstens einen kurzen Urlaub geben. Du wirst mit Deinem Vater nach der Normandie kommen. Jetzt wo es sich mit seiner Gicht gebessert hat, kann er mich auf einige Wochen besuchen. Ich will Dir Côtenoir und Beaubocage zeigen, den Ort, wo mein Vater geboren war. Das alte Haus wird Deinen englischen Augen vielleicht etwas öd' erscheinen, mir aber ist es sehr theuer."

„Etwas, was Dir theuer ist, kann mir niemals öd' erscheinen," entgegnete Diana.

So langten sie wieder in Omega Street an. Wieder bereitete Miß Paget ihrem Verlobten den Thee. Seltsamerweise schien ihr diese Verrichtung mit jeder Wiederholung angenehmer zu werden.

Während Gustav die Tasse aus den Händen seiner Verlobten empfing, brachte er die Frage wegen Diana's Besuch der Normandie zur Sprache.

„In Bezug auf ihre Sheldons ist sie hart wie Kiesel," sagte er zu dem Capitain, der seinen Thee schlürfte und die Liebenden mit der Miene eines aristokratischen Patriarchen anlächelte. „Von der Hochzeit soll nicht eher die Rede sein als bis es Mrs. Sheldon beliebt, Diana gehen zu lassen. Ich füge mich darein, wie der Mensch sich einmal in das Unvermeidliche fügen muß; wohl aber sage ich:

Kann sie nicht wenigstens auf vierzehn Tage nach der Normandie kommen, um sich ihre künftige Heimath anzusehen? Sie wird mit Ihnen kommen. Sie braucht ihre Freunde blos um einen kurzen Urlaub zu bitten und die Sache ist abgemacht."

„Ja wohl," rief der Capitain, „sie wird kommen und ich mit. Wenn es nöthig ist, werde ich Sheldon selbst darum bitten. Dennoch wird es am besten sein, nicht davon zu sprechen, wohin Du gehst, Diana. Es giebt Gründe, die unserm Freund Gustav und mir sehr wohl bekannt sind und gerade jetzt strenge Verschwiegenheit räthlich machen. Du kannst sagen wir wollten nach Rouen, Diana. Dies kommt den Grenzen der Wahrheit ziemlich nahe," setzte Horatio im Tone eines Mannes hinzu, der diese Grenzen niemals überschritten hat. „Ja, wir sagen nach Rouen, Diana, und Du wirst mit mir reisen."

„Oder vielmehr mit uns," sagte Gustav. „Ich werde meine Abreise um einige Tage aufschieben, um gleich mit Euch gehen zu können. Fleurus wird in Rouen eine Conferenz mit Ihnen haben, nicht wahr, lieber Capitain?"

„Ja, am fünften März will er dort sein und heute haben wir den letzten Februar. Ich bekam heute Morgen einen Brief von ihm. Die Sache ist im besten Zuge."

Diana war neugierig, zu wissen welche Sache „im besten Zuge“ sei, dennoch aber mußte sie sich damit begnügen, daß ihr Verlobter ihr nochmals versicherte, er habe sich von ihrem Vater zu keinerlei Speculationen verlocken lassen.

Drittes Capitel.

Gegen Wind und Fluch.

Zwischen Philipp Sheldon und seinem Bruder herrschte während dieser Zeit ein Zustand, der nahe verwandt war mit dem Verhältniß eines unterjochten Landes zu seinem Eroberer. Der Besiegte nimmt was es dem Sieger beliebt zu geben, obschon Groll und ohnmächtige Wuth in seinen Eingeweiden wühlen.

Georg Sheldon hatte die Partie, bei welcher die Haygarth'sche Erbschaft auf dem Spiel stand verloren. Er hatte gute Karten gehabt und dieselben ziemlich geschickt gespielt, der Haupttrumpf seines Gegners aber war entscheidend gewesen.

Dieser Haupttrumpf war Charlotte Halliday; wie er aber diese Karten weiter zu spielen ge-

dachte, darüber bewahrte Mr. Philipp Sheldon unverbrüchliches Schweigen.

„Du bist der undurchdringlichste Mensch, der mir je vorgekommen ist, Philipp,“ bemerkte der Advokat eines Tages zu seinem älteren Bruder. „Wieviel gedenkst Du von dieser Haygarth'schen Erbschaft für Dich zu bekommen? Gehe doch einmal mit der Sprache heraus. Ich soll ein Fünftel bekommen — das ist unterschrieben und besiegelt. Aber wie steht es mit Deinem Antheil? Welches Abkommen hast Du mit Deiner Stieftochter getroffen?“

„Keins?“

„Keins!“

„Ich bitte Dich, was müßte die Welt von mir denken, wenn ich der Tochter meiner Frau Geld oder ein Geldversprechen abpreßte!“

„Ach, ich merke — Du willst den uneigennützigen Vater spielen und die Bestimmung Deiner Ansprüche der Freigebigkeit Deiner Stieftochter anheimstellen. Du willst sie mit ihren hunderttausend Pfund Hawkehurst heirathen lassen und dann willst Du zu denn beiden Leutchen sagen: Kinder, habt nun die Güte mir meinen Antheil an der Beute einzuhändigen. Das sieht Dir aber gar nicht ähnlich, Philipp.“

„Ich bitte Dich Dir die Mühe, Vermuthun-

gen über meine Beweggründe anzustellen, zu sparen. Gehe Du Deinen Weg und laß mich den meinigen gehen."

„Es handelt sich aber hier um eine Sache, an welcher ich Interesse habe. Wenn Charlotte diesen Hawkehurst heirathet, so sehe ich nicht ein, wie Du von dem Haygarth'schen Vermögen einen Gewinn ziehen kannst, der in Deinen Augen als ein solcher zu betrachten wäre. Sollte sie dagegen unvermählt und ohne ein Testament zu hinterlassen sterben, so würde das Geld Deiner Frau zufallen. O, mein Gott, Philipp, ist es vielleicht das, was Du beabsichtigst?"

Diese Frage erfolgte so plötzlich und der Ton des Entsetzens, womit sie ausgesprochen ward, war ein so ungeheuchelter, daß der Börsenspekulant auf einen Augenblick die Fassung verlor. Sein Athem stockte, er versuchte zu sprechen, seine trockenen Lippen konnten kein Wort formen.

Dies dauerte aber nur einen Augenblick. Im nächsten wendete er sich zornig gegen seinen Bruder und fragte, was er eigentlich sagen wolle.

„Dein Antheil ist Dir versprochen," setzte er hinzu, „für den meinigen laß nur mich selbst sorgen. Jetzt gehe mit diesen Papieren zu Greenwood & Greenwood; diese Herren wünschen mit Dir darüber zu sprechen."

„Ja, ich werde hingehen.“

Greenwood & Greenwood waren Mr. Sheldon's Sachwalter und ihre Firma eine der hervorragendsten. Der Börsenspeculant setzte auf den Scharfsinn und die Erfahrung dieser Herren unbedingtes Vertrauen. Sie waren Männer von makellosem Rufe und Philipp Sheldon hatte ihnen die Wahrnehmung der Ansprüche seiner Stieftochter anvertraut, obschon er die Hauptgewalt immer selbst in der Hand behielt. Die beiden Juristen hatten von den Aussichten der jungen Dame in Bezug auf die große Erbschaft die günstigste Meinung und betrieben die Sache in jener langsamen, steifförmlichen Weise, in welcher so vornehme Sachwalterfirmen die ihnen von ihren Clienten ertheilten Aufträge zu erledigen pflegen.

Philipp Sheldon wünschte seinem Bruder Lebewohl und wollte sich entfernen, als Georg ihm plötzlich die Thür vertrat.

„Höre mich an, Philipp,“ sagte er mit einem Nachdruck, der ihm sonst nicht eigen war; „ich wünsche Dir einige Worte zu sagen und ich werde sie Dir sagen. Vor zehn Jahren gab es eine Gelegenheit, bei welcher ich mich hätte aussprechen sollen, aber ich that es nicht. Nie habe ich aufgehört, meine damalige Feigheit zu bereuen. Ja, so wahr ich lebe, ich bin mir deswegen selbst

gram und es giebt Zeiten, wo es mir vorkommt, als wäre mein Antheil an dieser unglücklichen Sache fast eben so schlimm wie der Deinige."

„Ich weiß wirklich nicht, was Du meinst."

„Natürlich weißt Du es nicht. Das ist einmal Dein Text und Du wirst dabei bleiben. Du weißt aber recht wohl, was ich meine, und Du sollst auch erfahren, was ich meine. Du und ich wir hatten einen Freund, Philipp. Er war mir ein guter Freund und ich hatte ihn so lieb, wie ein Mann, der mit der Welt leben muß, einen andern haben kann. Wäre ich in Bedrängniß gerathen und hätte ihn gebeten, mir hundert Pfund zu leihen, um mir wieder aufzuhelfen, so glaube ich, er hätte gesagt: Hier, Georg, hast Du das Geld. Das ist mein Begriff von einem Freund. Und dennoch stand ich an dem Sterbebett dieses Mannes und sah seine Kräfte abnehmen und wußte, was ihm fehlte, streckte aber nicht die Hand aus, um ihn zu retten."

„Sei so gut, mir aus dem Wege zu gehen," sagte Philipp Sheldon vor unterdrückter Wuth bleich bis in die Lippen, aber dennoch im Stande, eine kühne Stirn zu zeigen. „Ich bin nicht hierhergekommen, um Rodomontaden dieser Art anzuhören oder mich in Wortwechsel mit Dir einzulassen. Geh' aus dem Wege!"

„Nicht eher als bis ich ausgesprochen habe. Von Rodomontaden ist keine Rede. Ich stand dabei und sah zu, wie mein bester Freund ermordet ward — von Dir. Um Deinetwillen schwieg ich und als Du durch diesen Tod Dein Glück gemacht hattest, bat ich Dich um ein wenig Geld. Du weißt, wie viel Du mir gabst und wie freundlich Du es mir gabst. Hättest Du mir aber auch zwanzigmal so viel gegeben als Du durch Tom Halliday's Tod gewonnen, so würde ich es Dir jetzt zurückgeben und noch zwanzigmal so viel dazu, wenn ich meinen Freund wieder in's Leben zurückrufen und mich von dem Vorwurf reinigen könnte, einem Mörder Vorschub geleistet zu haben. Ja, bei Gott, das würde ich, obschon ich nicht ein Mann von allzugroßer Gewissenhaftigkeit bin. Doch das ist vorbei und alles Geld der Bank von England kann das, was Du in Fitzgeorge Street gethan, nicht ungeschehen machen. Wenn Du aber wieder ein solches Spiel mit Tom Halliday's Tochter zu beginnen gedenkst, wenn dies der Plan ist, den Du ausgebrütet, um dieses Geld in Deinen Besitz zu bekommen, dann bringe ich, so wahr ich lebe, das, was Du gethan, an den Tag und rette das Mädchen, dessen Vater Du gemordet hast. Das werde ich thun, Philipp, möge daraus werden, was da wolle. Mich kannst Du nicht aus dem

Wege räumen, wenn es Dir paßt. Ich kenne Dich. Das ist das beste Gegengift gegen Deine Arzenei."

„Wenn Du so gut sein willst, dies alles an der Börse zu sagen, so kann ich Dich wegen Verleumdung verklagen oder in ein Irrenhaus bringen lassen. Hier hat es keinen Zweck."

Selbst in dieser Krisis war Philipp Sheldon weniger aufgeregt als sein Bruder, denn sein Gemüth war ein härteres und wechselnden Impulsen zum Guten oder Bösen weniger unterworfen. Er packte seinen Ankläger beim Rockkragen und schleuderte ihn mit Gewalt von der Thür hinweg.

So endete sein Besuch bei seinem Bruder.

So keck er sich aber auch während dieses Auftritts gezeigt, so war er doch, als er die Schritte nach seinem Bureau lenkte, in sehr niedergeschlagener und entmuthigter Stimmung.

„Also werde ich ihn gegen mich haben," sagte er bei sich selbst. „Wirklichen Schaden kann er mir nicht thun, wohl aber kann er mich peinigen und beunruhigen. Wenn er irgend einen Wink gegen Hawkehurst fallen ließe? Doch nein, das wird er kaum thun. Vielleicht bin ich in der Vergangenheit wirklich ein wenig zu rauh gegen ihn gewesen. Aber dennoch, wäre ich auch nachgiebiger gewesen, wo würden dann seine Forderungen ein

Ziel gefunden haben? Nein, Zugeständnisse führen in solchen Fällen nur zum sichern Verderben.

Er schloß sich in sein Bureau ein und setzte sich an sein Pult um die Schwierigkeiten, die ihn umlagerten, in's Auge zu fassen.

Schon seit langer Zeit steuerte die Barke, die mit Philipp Sheldon's Habe befrachtet war, in unruhigem Wasser.

Er war ohne es zu wissen, ein Schüler Lord Bacon's gewesen, in so fern die von diesem Philosophen empfohlene Keckheit das unterscheidende Merkmal seines Handels gewesen war. Als Speculanten hatte seine Keckheit ihm wirklich gute Dienste geleistet. Unternehmungen, vor welchen schüchterne Gemüther entsetzt zurückwichen, hatten diesem verwegenen Spieler goldene Ernten eingebracht und durch geschickte Manipulationen hatte er das Vermögen, welches Tom Halliday's Wittwe ihm zugebracht, um das Dreifache vermehrt.

Er hatte die Gelegenheit bei der Stirn zu fassen gewußt und nicht gewartet, bis sie ihm den kahlen Hinterscheitel zudrehete.

Dabei aber hatte er einen großen Irrthum, begangen, einen Irthum, in welchen viele seiner Mitspeculanten verfielen. Er hatte den abnormen Zustand des Geldmarkts für den normalen gehalten und geglaubt, die glänzenden Gelegenheiten,

die ihn bis jetzt begünstigt, wären die natürlichen Folgen einer endlosen Reihe von täglichen Ereignissen.

Als daher die Reihenfolge plötzlich unterbrochen ward und die letzte der sieben fetten Kühe verschwand um nun den mageren Platz zu machen, da war über den Wechsel Niemand mehr erstaunt als Philipp Sheldon.

Die Panique kam wie ein Dieb in der Nacht, gerade als Philipp Sheldon à la hausse speculirte. Die Consols fielen mit einem Male von 90 auf 85½ und weniger sichere Papiere sanken mit einer Schnelligkeit, die der ihnen von Haus aus anhaftenden Schwäche angemessen war.

Gerade so wie bei den Verheerungen einer Epidemie die Schwächeren dem Würgengel zuerst zum Opfer fallen, so ging es auch hier. Dieses Fieber an der Börse grassirte, mit den auf schwachen Füßen stehenden Unternehmungen reißend bergab.

Der Mann, der einen brüllenden Löwen beim Schwanze hält, kann kaum schlimmer daran sein als ein Speculant in einer solchen kritischen Periode ist. Gehen lassen heißt unmittelbarer Verlust, noch eine Weile festhalten, wäre vielleicht Rettung, dafern man nur genau den Augenblick wüßte, in welchem es klug ist, fahren zu lassen. Festzuhalten aber bis das Thier immer wüthender wird

und dann loszulassen und zerrissen zu werden, das war das, was in dieser Krisis Viele thaten und erfuhren.

Hätte Philipp Sheldon den ersten Verlust hingenommen und sich dadurch warnen lassen, so wäre er vielleicht noch so weggekommen. Er setzte jedoch auf sein Geschick und sein Glück unbedingtes Vertrauen und bildete sich ein, wenn auch jedes andere Schiff auf diesem stürmischen Ocean unterginge, so werde doch das das seinige triumphirend in den Hafen einlaufen. Erst als er sein Vermögen hinwegschmelzen gesehen, fügte er sich in das Unvermeidliche, ohne weiter dagegen anzukämpfen.

So verschlangen die Mißgriffe eines einzigen Jahres die Früchte neunjähriger erfolgreicher Unternehmungen und Philipp Sheldon sah sich wieder auf die Verhältnisse reducirt, in welchen er sich befunden als er an Tom Halliday's Sterbebett stand.

Er war nicht mehr im Stande, die Stellung, die er geschaffen, zu behaupten und der Sturz mußte nothwendig ein grausamer sein, der zugleich alle seine Aussichten für die Zukunft vernichtete.

Wenn er, nachdem er die halbe Nacht schlaflos verbracht, endlich in leichten Schlummer sank.

sah er im Traume ein an irgend einem öffentlichen Ort befestigtes schwarzes Brett, auf welchem sein eigner Name stand. Dasselbe blieb aber nicht fortwährend an einer und derselben Stelle. Bald sah er es an der Wand des Zimmers, worin er wohnte, bald an der Thür einer Kirche wie Luther's Thesen, bald an einer Straßenecke, da, wo der Name der Straße hätte stehen sollen, bald kohlschwarz an seinem eigenen grellweißen Leichensteine. Martervoller Traum eines Unglücklichen, für den das Zusammenscharren schmutziger Spreu der einzige Lebenszweck war und der, indem er sein Geld einbüßte, Alles verlor!

Dieses qualvolle Bewußtsein von Verlust und nahe bevorstehender Schande war der Wolf, welchen dieser spartanische Actienspeculant Tag für Tag unter seiner Weste verbarg, während der eintönige freudenlose Strom seines Daseins sich gleichmäßig fortbewegte.

Seine sorglos phlegmatische Gattin lächelte ihn von der entgegensetzten Seite seines Heerdes an und fand an einem neuen Stick- oder Häkelmuster mehr Interesse als an dem inneren Leben ihres Gatten, während Charlotte und ihr Verlobter das Leben von ihren besondern Standpunkt aus betrachteten, sich ihren eigenen Träumen und Hoffnungen überließen und in jeder Beziehung von dem unglück-

lichen Speculanten so weit entfernt waren, als ob zwischen ihnen ein Raum von tausend Meilen gelegen hätte.

Der Ruin von, welchem Philipp Sheldon bedroht ward, war kein unmittelbarer, aber auch kein sehr entfernter und der Schatten desselben kündete sich bereits durch ein deutlich wahrnehmbares Zwielicht an.

Philipp's Ruf als kluger und glücklicher Speculant war dahin. Man nannte ihn jetzt nur noch tollkühn und die Vorsichtigen und Behutsamen schüttelten, wenn sie von ihm sprachen die Köpfe.

„Einer von Denen, welche nächstens die Hälse brechen, ist Sheldon," sagten sie, obschon sich während der commerciellen Epidemie nicht sagen ließ, wen das Verderben zuerst ereilen würde.

Es war das Ende der Welt im Kleinen. Der Eine ward hinweggerafft, der Andere dagelassen. Die Bankerottliste schwoll über die gewohnte Colonne wie ein austretender Fluß und füllte endlich eine ganze Seite der Times. Man fuhr bei dem Anblick der langen Reihe von Namen in den Mittwochs- und Sonnabendsblättern zusammen als hörte man die Posaunen des jüngsten Gerichts.

Eine Zeitlang war die Barke, in welcher Philipp Sheldon dieses unruhige Meer zu durchsteuern

versuchte, von Papier gefertigt gewesen. Dies hatte weiter nichts zu bedeuten. Die meisten Fahrzeuge auf diesen Gewächsern waren Papierschiffe. Capitain Sheldon's Barke bedurfte aber der Ausbesserung und der Capitain fürchtete, daß das Papier rar werden oder, noch schlimmer, daß ein commercieller Areopag ein Edict erlassen würde, welchem zufolge es dann für ihn, Sheldon, gar kein Papier mehr gäbe.

Schon einmal hatte Mr. Sheldon sich vollständigem und unwiderruflichem Ruin gegenüber gesehen. Als alle gewöhnlichen Auskunftsmittel erschöpft waren und seine Bedrängnisse den höchsten Gipfel erreicht hatten, war ihm nichts weiter übrig geblieben, als einen verzweifelten Ausweg einzuschlagen, und dieser hatte ihn wirklich allen seinen Bedrängnissen entrissen.

Jetzt war die Zeit da, wo er ein neues Rettungsmittel ausfindig machen mußte, selbst wenn es ein eben so verzweifeltes wäre als das erste.

So wie er der Situation früher in's Auge geschaut, so that er dies auch jetzt unerschrocken, obschon mit dumpfem Groll gegen das Schicksal. Dieses war hart, denn es nöthigte ihn, so etwas noch einmal zu thun. Wenn er irgend Jemanden hierbei bemitleidete, so bemitleidete er sich selbst und diese Art Mitleid pflegt solchen Charakteren

eigen zu sein. Geht nicht aus gewissen aufgefundenen Briefen hervor, daß Marie Stuart sich selbst bejammerte, als sie sich genöthigt sah, Darnley den Garaus zu machen?

Viertes Capitel.

Diana bittet um Urlaub.

Diana setzte Mrs. Sheldon von dem Wunsche ihres Vaters, daß sie Bayswater auf einige Zeit verlasse, in Kenntniß. Ehe sie dies that, hatte sie ihn gefragt, ob er ihr erlaube, nun offen zu erklären, daß sie verlobt sei.

„Ich möchte meine Freunde nicht auf geheimnißvolle Weise verlassen, Papa," sagte sie. „Meiner lieben Charlotte habe ich, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, schon viel mitgetheilt. Ich möchte aber auch Mrs. Sheldon gern sagen, daß ich wirklichen Grund habe, sie zu verlassen."

„Nun gut; wenn Dir einmal so viel daran liegt, so thue es," antwortete der Capitain, denn er bedachte, wie viel auf die Verheirathung seiner Tochter ankam und wie viel Mühe es ihm gekostet

hatte, die Dinge so weit zu bringen. „Ja, sage es Mrs. Sheldon und natürlich auch ihrem Gatten, denn sie ist doch nur eine harmlose Null. Sage ihnen, daß Du im Begriff stehst, Dich mit einem französischen Edelmann und Gutsbesitzer zu vermählen. Natürlich wirst Du auf diese Weise genöthigt sein, seinen Namen zu nennen, und dann wird man Dich fragen, wie und wo Du ihn kennen gelernt hast. Es kommt mir gar nicht gelegen, daß Du darauf bestehst, diese Leute schon jetzt aufzuklären, denn ich möchte für jetzt noch jede Collision zwischen den Sheldon's und Lenoble vermeiden."

„Aber Papa," rief Diana ungeduldig, „wozu nur diese Geheimnißkrämerei?"

„Na, so sage ihnen meinetwegen was Du willst," rief der Capitain, durch Diana's Hartnäckigkeit auf's Aeußerste gereizt. „Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sage Deinen Freunden, was Du Lust hast."

„Ich will ihnen durchaus nicht mehr sagen, als nach meiner Ueberzeugung unumgänglich nothwendig ist, Papa," entgegnete die junge Dame ruhig. „Ich glaube nicht, daß Mr. Sheldon sich sonderlich um Mr. Lenoble kümmern wird. Er scheint vollauf mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun zu haben."

„So? Er ist wohl unruhig und zerstreut?“

„Ja, Papa; mir wenigstens ist er schon seit einigen Monaten so vorgekommen. Aus dem Ausdruck seines Gesichts, wenn er Abends zu Hause sitzt und die Zeitung liest oder in das Kaminfeuer stiert, schließe ich, daß ihm so Manches im Kopfe herumgeht, was ihm Sorge macht. Seine Gattin und Charlotte scheinen keine Notiz davon zu nehmen. Sie sind gewohnt, ihn ruhig und schweigsam zu sehen und bemerken daher die Veränderung an ihm nicht so wie ich.“

„Also ist wirklich eine Veränderung mit ihm vorgegangen?“

„Ja, und zwar eine sehr entschiedene!“

„Aber warum zum Teufel hast Du mir das nicht schon eher gesagt?“

„Warum soll ich Dir sagen, daß Mr. Sheldon unruhig zu sein scheint? Ich würde Dir auch jetzt noch nichts davon gesagt haben, wenn Du nicht seine Einmischung in unsere Angelegenheiten zu fürchten geschienen hättest. Ich kann nicht umhin, diese Dinge zu bemerken, die Rolle eines Spions aber zu spielen, ist nicht meine Absicht.“

„Nein; Du bist ganz höllisch gewissenhaft und zartfühlend,“ sagte der Capitain, „Verzeihe mir, daß ich ein wenig die Geduld verlor. Du betrachtest diese Dinge von einem höhern Standpunkt,

als der eines vom Schicksal umhergeschleuderten alten Weltmannes wie ich ist. Wenn Du aber bei Gelegenheit wieder etwas Auffälliges in Mr. Sheldon's Benehmen oder Wesen bemerken solltest, liebes Kind, so würde ich Dir sehr verbunden sein, wenn Du dann etwas mittheilsamer wärest. Wir haben früher in Geschäftsverbindung mit einander gestanden und es ist für mich wichtig, diese Dinge zu wissen."

„Etwas geradezu Auffälliges habe ich in Mr. Sheldon's Benehmen nicht wahrgenommen, Papa; ich habe ihn blos gedankenvoll und mißlaunig gesehen. Mit Unruhe und Sorge hat, glaube ich, jeder Geschäftsmann zu kämpfen," entgegnete Diana.

Georgina nahm Miß Paget's Mittheilung mit einem Gemisch von Klagen und Glückwünschen auf.

„Um Ihretwillen freue ich mich von Herzen, Diana" sagte sie, „was wir aber ohne Sie anfangen sollen, das weiß ich nicht. Wer wird nun darauf sehen, daß der Salon jeden Morgen richtig gefegt und abgestäubt wird? Glauben Sie nicht etwa, daß ich Ihnen eine selbstständige Existenz mißgönne. So egoistisch bin ich nicht, obschon ich behaupte, daß zur Anfertigung kleiner, niedlicher Häubchen Niemand mehr ange-

borenes Talent besitzt, als Sie. Die Haube, welche ich jetzt aufhabe, wird allgemein bewundert. Selbst die alte Woolper meinte, als ich heute Morgen mit ihr das Fleischerbuch durchging, ich sähe ganz jung darin aus. Sie fing dann an, von der Zeit in Fitzgeorge Street und von der Krankheit meines armen Tom zu sprechen, wodurch sie mir fast für den ganzen Tag die Laune verdarb. Nun denn, mein liebes Kind, ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück. Natürlich wissen Sie, daß Sie immer bei mir hätten bleiben können, aber Dienst, oder wenigstens Gesellschaftsleistung, ist keine Erbschaft, wie das Sprüchwort sagt, und um Ihrer selbst willen freue ich mich sehr, daß Sie nun Ihren eigenen Heerd haben werden. Sagen Sie mir nun aber auch ein wenig, wie Ihr Herr Wieheißtergleich aussieht."

„Diana hatte den Namen genannt, Mrs. Sheldon aber konnte denselben nicht merken. Es lag ihr eben so wie Charlotten vor allen Dingen daran, zu wissen, was für ein Mann Diana's Verlobter in Bezug auf seine äußere Erscheinung war, gerade als ob das Glück der Braut von der Form seiner Nase oder der Farbe seiner Augen abgehangen hätte.

„Hat er lange Wimpern und einen träumerischen Ausdruck in seinen Augen wie Valentin?"

fragte Charlotte, im Stillen überzeugt, daß ihr Geliebter ein Privilegium auf den Besitz dieser persönlichen Vorzüge habe.

„Trägt er einen Backenbart?“ fragte Georgina. „Ich kann mich noch entsinnen, daß, als ich noch ein junges Mädchen war und Gesellschaften in Barlingford besuchte, Mr. Sheldon's Backenbart mir ganz besonders auffiel. Ich war manchmal sehr ärgerlich über Deinen Papa, Charlotte, weil er fortwährend sarkastische Bemerkungen über diesen Bart machte und denselben mit Hammelcoteletten verglich. Allerdings sah Mr. Sheldon's Bart damals auch wirklich so aus. Jetzt trägt er ihn anders.“

Georgina hielt nun einen förmlichen Vortrag über Bärte im Allgemeinen und Diana ward dadurch der Aufgabe, ihren Verlobten genau zu beschreiben, überhoben.

Endlich bat sie um Erlaubniß, Bayswater auf vierzehn Tage verlassen zu dürfen, um die Heimath und Freunde ihres Verlobten kennen zu lernen. „Ich komme wieder zu Ihnen und bleibe dann, so lange Sie es wünschen, meine liebe Mrs. Sheldon, um Ihnen noch so viele Hauben zu fertigen, als Ihnen beliebt,“ sagte sie. „Auch dann, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin, kann ich Sie in dieser Beziehung noch recht wohl versorgen und

Ihnen die Hauben in einer Bandschachtel zusenden. Es wird mir zum großen Vergnügen gereichen, einer Freundin, die so gütig gegen mich gewesen ist, immer noch von einigem Nutzen sein zu können. Vielleicht werden Ihnen die Hauben, wenn dieselben französischen Ursprungs sind, noch besser gefallen."

„Ach, Sie gutes, liebes Mädchen! Und nicht wahr, Sie gehen nicht blos angeblich auf vierzehn Tage fort, um gar nicht wiederzukommen? Ich hatte einmal eine Köchin, die machte es so und ließ mir eine große Tischgesellschaft auf dem Halse. Ich mußte einen fremden Koch annehmen, der sich eine Guinee bezahlen ließ und mit der frischen Butter umging, als wenn es Quark wäre."

Diana versprach, es nicht zu machen wie die Köchin. Zwei Tage später reiste sie mit ihrem Vater und Gustav Lenoble ab.

Mr. Sheldon nahm davon sehr wenig Notiz. Man unterrichtete ihn von Miß Paget's bevorstehender Vermählung, ohne jedoch, daß diese Mittheilung in seinem schwerbelasteten Gemüth Ueberraschung oder Interesse zu erwecken vermocht hätte.

„Also einen Franzosen, einen Freund ihres Vaters heirathet sie!" „Jedenfalls ist es ein

Schwindler und Abenteurer," setzte er in Gedanken hinzu.

Dies war die ganze Erwägung, welche er Miß Paget's Liebesangelegenheiten dermalen widmen konnte.

Fünftes Capitel.

Eine Lebensversicherung.

Am Tage nach Miß Paget's Abreise kam Mr. Philipp Sheldon etwas zeitiger als gewöhnlich aus der City nach Hause und fand Charlotte allein im Salon. Sie las in einem dicken Buche instructiven Inhalts, um sich geschickt zu machen, jenes Wunder von Gelehrsamkeit, Mr. Hawkehurst, besser zu verstehen.

Dennoch fühlte sie sich geneigt, über dem dicken Buch, welches eine Beschreibung neuerer Entdeckungen enthielt, zu gähnen, und sie blickte daher, als ihr Stiefvater in das Zimmer trat, mit einem Seufzer der Ermüdung empor.

Es war dies nicht das Zimmer, in welchem er vorzugsweise zu verweilen pflegte, und sie war daher ein wenig überrascht, als er ihr gegenüber

in einem Lehnstuhl Platz nahm und das Feuer schürte, als ob er die Absicht hätte, zu bleiben.

„Du sollst nicht bei Licht lesen, liebes Kind,“ sagte er; „es ist dies für die Augen sehr schädlich.“

„O, meine Augen sind sehr gut, Papa,“ antwortete Charlotte in gleichgültigem Tone. „Es ist sehr freundlich von Dir, mir das zu sagen, und ich will daher nicht mehr lesen.“

Mr. Sheldon gab auf diese Bemerkung keine Antwort. Er schaute in das Feuer mit ziemlich unverwandtem Blick, der ihm jetzt eigen zu sein pflegte, dem Blick des Mannes, welcher Pläne entwirft und berechnet.

„Liebes Kind,“ hob er nach einer Weile wieder an, „wie sich herausstellt, beträgt das Geld, auf welches Du vielleicht Anspruch hast oder auch nicht, mehr, als wir anfangs glaubten. Die Summe ist mit einem Wort eine sehr bedeutende. Es liegt mir viel daran, Dich vor Enttäuschung zu bewahren, denn ich kenne die Wirkung, welche eine solche Enttäuschung auf das Leben des Menschen äußern kann. Die Langsamkeit derartiger Prozesse ist sprüchwörtlich und ich wünsche daher sehr, daß Du nicht auf dieses Geld rechnest.“

„Nein, das werde ich auch nicht thun, Papa. Allerdings möchte ich gern für Valentin eine schöne

Ausgabe der Encyclopädia Britannica kaufen, denn er sagt, dieselbe sei für einen Schriftsteller fast unentbehrlich. Auch möchte ich es ihm möglich machen, sich ein Pferd zu halten, denn für einen Mann, der viel sitzt, soll das Reiten eine sehr zuträgliche Bewegung sein. Etwas Weiteres aber —"

„In diese Einzelnheiten brauchen wir nicht weiter einzugehen, liebes Kind. Ich will Dir die Sache klar darlegen. Während einerseits unser Erfolg in Bezug auf die Erbschaft, die wir für Dich in Anspruch zu nehmen im Begriff stehen, zweifelhaft ist, ist andererseits der Betrag dieser Erbschaft, wie ich schon vorhin bemerkte, ein sehr bedeutender. Als ich Dir die Summe von fünftausend Pfund schenkte, hatte ich natürlich von dieser möglichen Erbschaft noch keine Ahnung."

„Nein, gewiß nicht, Papa."

„Jetzt jedoch finde ich, daß für Dich die Möglichkeit vorhanden ist, sehr reich zu werden."

„O Papa!"

„Und in diesem Falle kann ich wohl annehmen, daß Deine Mutter auch einigen Genuß davon haben würde?"

„Wie kannst Du erst fragen, Papa? Was ich habe, das gehört auch meiner Mutter."

„Sehr richtig, liebes Kind; und eben in dieser

Voraussetzung wünsche ich Dir einen Vorschlag zu machen — zum möglichen Vortheil Deiner Mutter."

„Ich bin bereit, Alles zu thun, was Du wünschest, Papa."

„Es muß aber geschehen, als ob Du es blos aus freiem Antriebe thätest, Charlotte, und ohne durch einen Wunsch von meiner Seite dazu bestimmt worden zu sein."

„Was soll ich denn thun, Papa?"

„Nun also, darüber, daß, wenn Du dieses Geld bekommst, Deine Mutter auch einen bedeutenden Genuß davon haben soll, darüber sind wir beide einig. Unglücklicherweise aber kann sich, wie ich auch schon bemerkte, der Prozeß noch unendlich lange hinziehen und im Laufe dieser Zeit muß es als innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegend, betrachtet werden, daß Dein Ableben eher erfolgt, als das Deiner Mutter."

„Ja, das ist ganz gewiß möglich, Papa."

In diesem Falle aber würde Deine Mutter aller Hoffnung auf einen solchen Genuß verlustig gehen."

„Ja wohl, Papa."

Charlotte konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß in dieser Discussion, dieser Berechnung eines möglichen, von ihrem frischen, jungen Leben abhängigen Gewinns oder Verlusts etwas

Schmutziges läge. Dennoch aber vermuthete sie, Alles von einem niedrigen, prosaischen Standpunkt aus zu betrachten, und daß ihr Stiefvater in dieser Beziehung nicht schlimmer sei, als andere Leute seiner Klasse.

„Nun, Papa?“ fragte sie nach einer Weile, nachdem beide einige Augenblicke geschwiegen und in das Feuer geblickt hatten.

„Nun siehst Du, liebes Kind,“ entgegnete Mr. Sheldon langsam, „ich habe gedacht, der natürlichste und sicherste Weg wäre, wenn Du Dein Leben zu Gunsten Deiner Mutter versichertest.“

„Nein, nein, Papa,“ rief Charlotte mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „lieber will ich sonst etwas thun, als dies.“

„Aber was hast Du gegen ein so einfaches Arrangement einzuwenden?“

„Ich glaube, mein Einwurf wird Dir thöricht und sogar kindisch erscheinen, aber ich gestehe offen, daß ich vor Lebensversicherungen einen förmlichen Abscheu habe. Ich denke dabei allemal an meinen armen, seligen Vater, den ich so innig liebte. Es war, als ob er um unsertwillen einen Preis auf sein Leben setzte. Es lag ihm so viel daran, sein Leben zu versichern — ich entsinne mich, daß ich, als ich noch Kind war, ihn schon in Hyley davon sprechen hörte. Er wollte uns geborgen wissen,

sagte er, versicherte sein Leben und es dauerte nicht lange, so starb er."

„Aber Du glaubst doch nicht, daß die Versicherung seines Lebens etwas mit seinem Tode zu schaffen hatte?"

„O nein, so kindisch bin ich nicht, ich hatte blos —"

„Du hast blos ein thörichtes Vorurtheil gegen das einzige Mittel, durch welches Du Deine Mutter vor einer Möglichkeit schützen kannst, die so fern liegt, daß sie kaum werth ist, in Betracht gezogen zu werden. Lassen wir die Sache ruhen."

In dem Ton, in welchem dies gesprochen ward, lag mehr Verdruß als in den Worten, und das, was Eindruck auf Charlotte machte, war auch nicht der ärgerliche Ton, sondern die Erwähnung ihrer Mutter. Sie begannn zu überlegen, daß ihre Einwendungen nicht blos thöricht, sondern auch egoistisch seien.

„Nun, wenn Du wirklich glaubst, daß ich mein Leben versichern sollte, so will ich es thun," sagte sie nach einer Weile. „Mein Papa that es ja, warum sollte ich daher weniger rücksichtsvoll sein?"

Nachdem Charlotte einmal in diese Stimmung versetzt worden war, machte sich das Uebrige sehr

leicht. Sie kam mit ihrem Stiefvater dahin überein, daß, da Valentin Hawkehurst von ihrem Anspruch auf gewisse, jetzt in der finstern Unterwelt des Kanzleigerichtshofs liegende Gelder nichts wissen sollte, ihm auch nichts von der Versicherung mitgetheilt werden dürfte.

Es handelte sich blos um ein Geheimniß mehr und Charlotte hatte schon gelernt, daß es ihr möglich war, ein Geheimniß vor ihrem Geliebten zu bewahren.

„Aber ich darf ihm doch Alles sagen, ehe wir vermählt werden?“ fragte sie.

„Ja wohl, versteht sich, liebes Kind. Ich will weiter nichts, als seine Ausdauer und Klugheit auf die Probe stellen. Sobald der Lauf der Ereignisse beweist, daß er Vertrauen verdient, werde ich ihm auch Vertrauen schenken.“

„In dieser Beziehung habe ich keine Furcht, Papa.“

„Das glaube ich Dir gern, liebes Kind; ich muß aber Dein Interesse im Auge haben und kann natürlich diesen jungen Mann nicht mit Deinen Augen betrachten. Ich muß klug zu Werke gehen.“

Der Börsenspekulant seufzte, indem er dies sagte, aber blos vor Ermüdung. Reue war ihm unbekannt. Die feineren Fasern, aus welchen

diese Saite gesponnen ist, waren bei der Fabrikation seines Herzens nicht zur Verwendung gekommen.

Dennoch aber giebt es eine geistige Ermüdung, die eine unächte Art Reue ist und fast eben so viel Schmerz bereitet, als das edlere Gefühl. Es ist die gänzliche Ermüdung und Erschlaffung des Geistes — eine Krankheit des Herzens und Gemüths — ein bitteres Sehnen, sich niederzulegen und zu sterben — mehr die Ermattung eines gezüchtigten Hundes als die eines in seinen Erwartungen getäuschten Menschen.

Dies war es, was Mr. Sheldon empfand, als die Fäden des Gewebes, welches er spann, sich vervielfältigten und mit jedem Tag und jeder Stunde schwieriger zu handhaben wurden. Das Gelingen des Werks, welches er vorhatte, hing von gar so vielen Zufällen ab. In der Ferne winkte das glänzende Ziel — der unbestrittene Besitz der von John Haygarth hinterlassenen hunderttausend Pfund; aber welch ein Ocean voll Mühe und Gefahren lag zwischen dem Projectmacher und dem Ziel und Ende aller seiner Ränke und Intriguen!

Er verschränkte die Arme hinter dem Kopfe und blickte an dem jugendlichen Antlitz seiner

Stieftocher vorüber in den Schatten und das Dunkel.

Bei den Berechnungen, welche sein Hirn fortwährend beschäftigten, war Charlotte Halliday nur eine von vielen Zahlen. Sie hatte bei jeder Summe ihren bestimmten Werth, ihre Schönheit aber, ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Liebe, ihr Vertrauen — Alles dies kam dabei nicht im Mindesten mit in Anschlag. Wäre sie auch alt, häßlich und widerwärtig gewesen, so hätte sie doch in Philipp Sheldon's Berechnungen genau denselben Betrag repräsentirt. Er wußte wohl, daß sie schön war, aber er wußte auch, daß schöne Mädchen und Frauen in jeder Straße von London zu sehen waren und der Unterschied zwischen seiner Tochter und der Niedrigsten ihres Geschlechts, der er auf seinen täglichen Gängen begegnete, war für ihn wenig mehr als ein sociales Vorurtheil.

Nachdem das Versicherungsgeschäft einmal beschlossen war, verlor Mr. Sheldon auch keine Zeit, es in Ausführung zu bringen. Obschon er in Bezug auf Mr. Hawkehurst Verschwiegenheit zur Bedingung machte, so betrieb er die Sache in anderer Beziehung keineswegs verstohlen.

Er nahm seine Stieftochter mit in das Bureau seiner Sachwalter und setzte einem dieser Herren

ihre Wünsche in ihrem Beisein aus einander. Wenn er bei ihrer Besorgniß um den pecuniären Vortheil ihrer Mutter länger verweilte, als nach seiner früheren Unterredung mit Charlotte zu erwarten gestanden hätte, so war doch die junge Dame viel zu schüchtern und arglos, um ihm zu widersprechen.

Sie ließ ihnen erklären, oder vielmehr zu verstehen geben, daß die beantragte Versicherung ihr eigener Wunsch und das natürliche Resultat einer fast krankhaften Sorge um das Wohlergehen ihrer Mutter sei.

Mr. Hargrave Greenwood schien anfangs geneigt, von dem Project abzurathen, gab aber nach einer kurzen Debatte zu, daß die äußerste Vorsicht allerdings einen solchen Schritt nicht als überflüssig erscheinen lasse.

„Ich sollte allerdings meinen, in ganz London könne es kein frischeres Leben, als das Miß Shel — ich bitte um Entschuldigung — Miß Halliday's geben. Indessen, wie die junge Dame selbst meint, wie wir im Leben sind, und dergleichen Dinge liegen stets außerhalb menschlicher Berechnung. Wenn in den Aussprüchen der Dichter etwas Wahres liegt, so möchte ich sogar sagen, Miß Halliday könne ihr Leben nicht schnell genug versichern, denn die Worte Cowper's, daß die Lieb=

linge der Götter jung sterben, könnte wohl auf eine so reizende junge Dame Anwendung erleiden. Zum Glück aber verstehen die Secretaire der Versicherungsbureaux sehr wenig von den Dichtern, ausgenommen wenn Miß Halliday in das Bureau der „Königlichen Wittwen- und Waisenhoffnung“ ginge, denn der Secretair dieser Gesellschaft ist Verfasser von mehreren Theaterstücken, die sich den Werken von Knowles und Lytton dreist an die Seite stellen können.“

Mr. Hargrave Greenwood, ein schon ältlicher Herr aus der schwerfälligen Rinderbraten- und Portweinschule, lachte über seine eigenen kleinen Witze und faßte die Sache nur von der angenehmen Seite auf. Er gab Mr. Sheldon einen Empfehlungsbrief an den Secretair seiner Lieblingsversicherungsgesellschaft und der Werth dieses Briefes war für Philipp Sheldon ein bedeutender.

Auch war dies nicht der einzige Vortheil, den diese Unterredung zur Folge hatte. Der Umstand, daß der Advokat das Geschäft billigte, diente Charlotte zur Beruhigung und obschon sie ihre eigenen Ansichten etwas anders hatte darstellen hören, als sie dieselben ausgesprochen, so war sie doch nun überzeugt, daß eine Operation, die in den Augen

eines solchen Rechtsgelehrten, der auf einem solchen türkischen Kaminteppich stand, und eine Schaar Schreiber von solidem und theilweise sogar ehrwürdigem Aussehen commandirte, nicht anders als klug und angemessen sein könne.

Das Geschäft in dem Versicherungsbureau selbst ging nicht ganz so glatt wie bei dem Advokaten. Der Arzt, welchem Miß Halliday vorgestellt ward, schien allerdings mit ihrem gesunden Aussehen vollkommen zufrieden zu sein, bei einer spätern Unterredung mit Mr. Sheldon aber that er verschiedene Fragen, und als er hörte, daß ihr Vater in einem Alter von siebenunddreißig Jahren gestorben sei, schüttelte er den Kopf. Als ihm jedoch weiter gesagt ward, daß Mr. Halliday an einem Gallenfieber gestorben sei, machte er ein noch ernsteres Gesicht.

„Starb Mr. Halliday hier in London?“ fragte er.

„Ja.“

„Dann möchte ich wo möglich den Arzt sprechen, der ihn behandelt hat. Diese Fieber sind selten tödtlich, wenn nicht eine prädisponirende Ursache vorhanden ist.“

„In dem vorliegenden Falle war keine vorhanden.“

„Als Laie sprechen Sie ziemlich zuversichtlich, Mr. Sheldon.“

„Ich besitze einige medizinische Kenntnisse und übrigens kannte ich Tom Halliday seit vielen Jahren.“

Davon, daß Tom Halliday in seinem Hause gestorben und von ihm gepflegt worden, sagte Philipp Sheldon nichts. Es war vielleicht auch ganz natürlich, daß Philipp Sheldon, der renommirte Actienmäkler, nicht als Philipp Sheldon, der verunglückte Zahnarzt von Fitzgeorge Street, erkannt sein wollte.

Nach noch einigem Hin- und Herreden erklärte der Arzt, daß Mr. Halliday's frühzeitiger Tod allerdings nicht auf Rechnung seiner Leibesconstitution im Allgemeinen zu bringen sei, und daß deswegen Charlottens Antrag passire. Die Gründe, welche sie bewogen, ihr Leben zu versichern, waren in Mr. Greenwood's Empfehlungsbrief kurz berührt und erschienen den Augen der Direktoren vollkommen plausibel. Nach einigen Tagen ward die junge Dame demgemäß in die Zahl der Versicherten aufgenommen und Mr. Sheldon verwahrte unter seinen wichtigeren Papieren ein großes längliches Couvert, welches die Versicherungspolice über das Leben seiner Stief-

tochter, auf die Summe von fünftausend Pfund lautend, enthielt.

Dabei ließ er es jedoch noch nicht bewenden, sondern machte die Versicherung doppelt sicher, indem er wenige Tage nach dem ersten Geschäft eine zweite Versicherung auf dasselbe junge Leben bei der „Königlichen Wittwen- und Waisenhoffnung“ bewirkte.

Sechstes Buch.

Diana in der Normandie.

Erstes Capitel.

In Côtenoir.

Beaubocage bei Vevinord, den 15. März 186—.

„Meine liebe Lotta, — Da ich Dir feierlich versprochen habe, Dir einen vollständigen und ausführlichen Bericht über meine Abenteuer zu schreiben, so setze ich mich in Mademoiselle Lenoble's hübsches kleines Thurmzimmer in der Hoffnung, mit einem Abschnitt meiner Aufgabe fertig zu werden, ehe Papa oder Gustav mich auffordert, mich zu einem Besuch in dem Kloster zum heiligen Herzen fertig zu machen.

Was soll ich Dir erzählen, liebe Freundin, und wie soll ich meine Geschichte beginnen? Ich will mir einbilden, ich säße vor dem Feuer unsers Schlafzimmers zu Deinen Füßen und Du schautest mit jenem reizenden, forschenden Blick in Deinen

lieben grauen Augen auf mich herab. Weißt Du, daß Gustav's Augen fast die Farben der Deinigen haben, Lotta? Du thatest neulich wohl ein Dutzend Fragen über seine Augen an mich und ich konnte Dir keine klare Beschreibung davon geben, gestern aber, als er am Fenster stand und in den Garten hinschauete, sah ich ihre wirkliche Farbe. Dieselbe ist grau, ein dunkles und doch helles Grau, und seine Wimpern sind dunkel wie die Deinigen.

Wie soll ich anfangen? Das ist die große Schwierigkeit. Du wirst sogar etwas über die Reise wissen wollen. Diese war sehr angenehm, trotz der kalten rauhen Märzwitterung. Weißt Du, was meine letzte Reise für eine gewesen war, Lotta? Es war die lange traurige Reise von Forêtdechêne nach London, als Mr. Hawkehurst mir die sofortige Rückkehr nach England anrieth und möglich machte. Ich hatte ganz allein auf einem Balkon gesessen, von welchem aus man die kleine Stadt überschaute. Es war nach Mitternacht, aber viele Lichter brannten noch. Ich sehe jetzt noch die erleuchteten Fenster durch den Nachtnebel blinken und das Gefühl des hoffnungslosen Elends jener Zeit umwehet mich, wie der Hauch eines erkaltenden Windes. Ich kann keine Worte finden, um Dir zu sagen, wie vereinsamt, wie hoffnungslos ich mich in jener Nacht fühlte.

An mein künftiges Leben wagte ich eben so wenig zu denken, als auch nur an den nächsten Tag, denn dieser sollte der Anfang dieser hoffnungslosen Zukunft sein.

Ich mußte meine Gedanken an die Gegenwart und deren Schrecknisse fesseln und eine Apathie, zu stumpf, um in Verzweiflung überzugehen, bemächtigte sich meiner in jener Nacht.

Während ich so dasaß, kam Mr. Hawkehurst zu mir und erzählte mir, mein Vater habe sich unter Umständen sehr schmachvoller Art, die ich Dir weiter nicht zu erzählen brauche, liebe Lotta, in einen Streit verwickelt. Zugleich empfahl er mir, Forêtdechêne zu verlassen — ja er bestand beinahe darauf, daß ich dies thäte. Er wollte mich von diesem elenden Leben erlösen. Dein Geliebter hatte, wie Du siehst, schon damals edle Triebe; er war nicht ganz verdorben und bedurfte nur Deines milden Einflusses um seinen Charakter zu läutern. Er gab mir alles Geld, was er besaß, damit ich meine Reisekosten bestreiten könnte.

Aber welch' eine traurige Reise war es! Ich verließ Forêtdechêne in der ersten Morgenkühle und reiste dritter Classe mit schauerlichen Belgiern die nach Knoblauch rochen, bis Antwerpen. Hier übernachtete ich in einem sehr bescheidenen Gasthaus in der Nähe des Quais und trat am Mittag des nächstfolgenden Tages am Bord des Barons

Osh die Weiterreise nach England an. Wie einsam ich mich am Bord des Dampfers fühlte, kann ich Dir nicht sagen. Ich war schon früher oft unbequem gereist, nie aber ohne meinen Vater und Valentin, und dieser war stets freundlich gegen mich gewesen, wenn wir auch ärmlich gekleidet waren und die Leute schlecht von uns dachten, so machte ich mir doch nichts daraus. Der Geist des Vagabundenthums muß damals in mir sehr stark gewesen sein. Ich dachte daran, wie wir mit einander auf einem und demselben Dampfboot gesessen, die langweiligen Küsten Hollands betrachtet oder über unsere Mitpassagiere spöttische Bemerkungen gemacht haben.

Jetzt aber war ich ganz allein. Die Leute sahen mich, wie mir vorkam, verwundert und unfreundlich an. Ich hatte nicht Geld genug um mit den Uebrigen zu diniren oder zu frühstücken und ich war so schwach, mich durch den Gedanken verletzt zu fühlen, daß die Leute errathen würden, aus welchem Grunde ich mich fern von den Gelagen hielt, deren würziger Duft bis auf das Deck emporstig, wo ich saß und einen halb zerfetzten Roman las.

Und nun erst das Ende meiner Reise! Ach, Charlotte Du hast keinen Idee davon, was es heißt, so zu reisen ohne zu wissen, ob man am

Ziel seiner Wanderungen einen Hafen, ein Obdach findet. Ich zählte mein Geld. Es war gerade noch so viel, als ich brauchte, um eine Droschke bezahlen zu können, die mich nach Hyde Lodge brächte. Und wenn nun meine Tante Priscilla sich weigerte, mich aufzunehmen! Einen Augenblick lang hielt ich selbst das für möglich und sah mich schon im Geiste hungrig und obdachlos umherirren.

Dies war meine letzte Reise. Ich habe länger dabei verweilt, als ich nöthig gehabt hätte; ich wollte Dir aber begreiflich machen, wie es kommt, daß Gustav Lenoble mir so theuer geworden ist.

Könntest Du den Contrast zwischen Vergangenheit und Gegenwart so fühlen, wie ich denselben fühlte, als ich an der Seite meines Verlobten auf dem Deck des Postdampfers stand, dann würdest Du wissen, wie ich ihn liebe und ihm dankbar bin. Wir standen neben einander, sahen dem Spiel der Wellen zu und sprachen von unserer Zukunft, während mein Vater in einer der kleinen Deckkajüten ein Schläfchen machte. Meinem Gustav erscheint diese Zukunft sehr hell und klar und mir kommt es unaussprechlich sonderbar vor, daß die Zukunft wirklich etwas Anderes sein kann als eine unheimliche Terra incognita, welch man am klügsten gar nicht in's Auge faßt.

Papa wohnt bei Gustav in Côtenoir. Ich

dagegen habe für die Dauer meines Verweilens in der Normandie meinen Aufenthalt in Beaubocage bei Mademoiselle Lenoble, Gustav's Tante, genommen. Ich verstand sofort das Zartgefühl, womit man dieses Arrangement getroffen hat. Wir dinirten in Rouen und setzten dann den Weg nach Vavinord zu Wagen fort. In letzterer Stadt erwartete uns ein sonderbares kleines Fuhrwerk mit einem sehr alten Mann, der eigentlich ein Ackerknecht zu sein schien, bei dieser Gelegenheit aber als Kutscher fungirte. Gustav nahm ihm die Zügel aus den Händen und fuhr uns selbst nach Beaubocage, wo Mademoiselle Lenoble mich mit großer Herzlichkeit empfing. Sie ist eine herrliche alte Dame mit einem niedlichen Häubchen auf dem schlicht geordneten Silberhaar. Ihr Kleid ist von schwarzer Seide und ihr Halskragen und Manschetten sind schneeweiß. Alles, was man an ihr sieht, trägt das Gepräge der äußersten Sauberkeit und läßt die vor zwanzig oder vielleicht dreißig Jahren herrschende Mode errathen.

Du wirst nun auch wissen wollen, wie Beaubocage aussieht. So sehr ich auch Mademoiselle Lenoble bewundere, so muß ich doch gestehen, daß ihr Ahnensitz weder großartig, noch schön ist. Als Bauernhaus wäre es vielleicht ganz leidlich geworden, der Architekt aber hat leider ein Schloß

daraus machen wollen. Es ist ein viereckiges weißes Gebäude mit zwei Thürmchen, welche wie Pfefferbüchsen aussehen und in deren einem ich diesen Brief schreibe. Zwischen dem Garten und der Landstraße befindet sich eine mit Gypsvasen verzierte Mauer. Der Garten ist dem größern Theil nach praktischen Zwecken gewidmet, vor den Fenstern des Salons aber befindet sich ein von geschnörkelten Kieswegen eingefaßter Grasplatz mit einigen Blumenbeeten in der Mitte. Eine Reihe hohe Pappeln schirmt das Haus vor dem Staube der Heerstraße. Hinter dem Hause befindet sich ein Obstgarten, seitwärts ein Oekonomiehof und hinter dem Obstgarten liegen Felder, welche den väterlichen Grundbesitz der Familie Lenoble repräsentiren. Die Umgegend ist ziemlich eben. Die Leute scheinen gutmüthig und einfach zu sein und alle begegnen „Mademoiselle" mit der größten Ehrerbietung. Es ist hier Alles von einem ländlichen Frieden durchdrungen, der mir eben so viel gilt als Schönheit.

„Ich bin so heuchlerisch, zu thun, als ob mir Alles gefiele, denn ich bemerke, wie ängstlich Gustav mich beobachtet, um zu entdecken, ob mir seine Heimath gefällt. Er selbst ist nicht in Beaubocage sondern in Paris geboren. Mademoiselle Lenoble erzählte mir die Geschichte seiner Kindheit und wie

sie ihn, als er noch ganz klein war, von Rouen, wo sein Vater starb, nach Beaubocage holte.

In Bezug auf seine Mutter scheint ein gewisses Geheimniß obzuwalten. Mademoiselle erzählte mir in dieser Beziehung weiter nichts, als daß ihr Bruder, Gustav der Aeltere, eine Liebesheirath geschlossen und dadurch seinen Vater beleidigt habe. Sie besitzt jetzt noch das kleine Bett, in welchem ihr Neffe, Gustav der Jüngere, in der Nacht nach seiner Ankunft schlief. Dreißig Jahre früher hatte sein Vater darin geschlafen.

Mademoiselle vergoß Thränen, als sie mir diese Geschichte erzählte, wie sie bei dem kleinen Burschen gesessen und wie derselbe mit seinem Kopf auf ihrem Arm gelegen, während der Sommermondschein auf sein Gesicht fiel.

Ich ward durch diese Erzählung tief gerührt und ich glaube, wenn ich Gustav nicht schon lieben gelernt hätte, so würde ich ihn nun um seiner Tante willen lieben. Sie ist ein so unschuldiges und reines Wesen, daß man sich, wenn man mit ihr spricht, jedes Wort überlegt, beinahe als ob man es mit einem Kinde zu thun hätte. Sie ist etwa vierzig Jahr älter als ich, aber um Alles in der Welt möchte ich ihr nicht von den Leuten und den Auftritten erzählen, die ich in ausländischen Badeorten und Spielzimmern gesehen. Sie hat die

sechszig Jahre ihres Lebens so vollständig von der Welt abgesondert zugebracht, daß sie die volle Frische und Reinheit ihrer Jugend bewahrt hat.

Die alte Magd, welche mich bedient, ist fünf und siebzig Jahr alt und hat Mademoiselle Cydalise noch als Kind gekannt. Sie preist fortwährend das Lob ihrer Herrin und sieht, daß ich dies gern höre. „Ach,“ sagte sie zu mir, „einen Lenoble heirathen, heißt sich mit einem Engel vermählen. Ich will damit nicht sagen, daß der alte Herr gegen seinen Sohn nicht hart gewesen sei, das war er allerdings, aber dennoch hatte er ein edles Herz. Und der junge Herr — der in Rouen starb — ach, wie gut und freundlich war der! Und wie viel Thränen vergossen seine Mutter und seine Schwester als der Alte ihn aus dem Hause jagte!“

Meine künftige Stelle wird jetzt schon vollkommen anerkannt. Ich glaube, sogar der Kuhhirt auf dem Oekonomiehofe — ein breitschulteriger Bursche mit einem gutmüthigen dummen Gesicht und ungeheuren Holzschuhen, die fast aussehen wie plumpe Indianerkähne — selbst der Kuhhirt weiß, daß ich Madame Lenoble von Côtenoir sein werde. Ja, theure Freundin, der Vertrag ist unterschrieben und besiegelt. Auch wenn ich Gustav nicht liebte, habe ich mich doch verpflichtet, ihn zu heirathen. Aber ich liebe ihn und danke ihm von ganzem

Herzen dafür, daß er meinem Leben ein bestimmtes Ziel gegeben hat. Glaube nicht, daß ich Deine Güte und Freundlichkeit unterschätze, meine liebe Charlotte; ich weiß, daß es mir nie an einem Obdach fehlen würde, so lange Du mir eins geben könntest. Es ist aber hart, das Brod der Abhängigkeit zu essen, und Valentin wird die ganze Liebe und Sorgfalt seiner holden jungen Gattin für sich allein in Anspruch nehmen.

Ich habe Dir einen Brief geschrieben, der, wie ich überzeugt bin, doppeltes Postgeld kosten wird, und deshalb will Dir nur noch Lebewohl sagen. Nimm Dich immer hübsch in Acht, übe Deinen Part in unsern Lieblingsduetten, vergiß nicht Deinen Morgenspaziergang im Garten und verdirb Dir nicht die Augen mit dem Lesen der dicken Bücher, welche Mr. Hawkehurst lesen muß.

Stets Deine Dir in Liebe und Freundschaft ergebene

Diana.

Charlotte Halliday an Diana Paget.

Das langweiligste Haus in der Christenheit.

Montag.

Meine gute, liebe Diana, — Dein Brief war mir in meiner ermüdenden Existenz eine vollkommene Abwechselung. Wie wünsche ich, bei Dir zu

sein! Das ist aber ein zu schöner Traum. Ich bin überzeugt, ich würde Beaubocage anbeten.

Aus der endlosen Pappelallee, der eintönigen Landschaft, der staubigen Straße u. s. w. würde ich mir gar nichts machen, dafern es nur keine Aehnlichkeit mit Bayswater hat. Ich sehne mich nach Veränderung. Ich habe, mit Ausnahme des lieben Hauses in Newhall noch so gut wie gar nichts in der Welt gesehen. Ich glaube nicht, daß ich für einen so engen Kreis geboren bin wie der ist, in welchem ich mich hier bewegen muß. Zuweilen, wenn der kalte Schein des Frühlingsmondlichts auf die Gipfel der Bäume in Kensington Gardens fällt, denke ich an die Schweiz und an die schneebedeckten Berge und schönen Alpenthäler, von welchen wir so viel gelesen und gesprochen haben, und das Herz thut mir weh bei dem Gedanken, daß ich sie vielleicht niemals zu sehen bekomme. Ach meine arme liebe Freundin, ist es nicht fast ruchlos von mir, zu beklagen, während Du in der harten, grausamen Welt so bittere Erfahrungen gemacht hast?

In Deine gute Mademoiselle habe ich mich förmlich verliebt, fast eben so sehr wie Du in Deinen ritterlichen, edelmüthigen Gustav.

Was soll ich Dir schreiben, liebe Freundin? Ich habe nichts, absolut nichts zu erzählen. Wenn

ich sage, daß ich wünsche, Dich wieder bei mir zu haben, so gestehe ich damit, daß ich sehr egoistisch bin, aber doch sehne ich mich nach Dir, meiner Freundin und Schwester, meiner alten Schulgenossin, welcher ich mit Vorsatz nie auch einen Gedanken verschwiegen habe.

Am Dienstag Nachmittag war Valentin da, aber selbst in Bezug auf ihn weiß ich Dir nichts zu erzählen. Mama saß, nachdem sie ihren Thee getrunken, nickend in ihrer Ecke und Valentin und ich saßen am Feuer und sprachen über unsere Zukunft, gerade wie Du und Dein Gustav am Bord des Dampfboots. Ist es unsere Liebe, welche die Zukunft so schön und so verschieden von Allem erscheinen läßt, was ihr vorangegangen ist? Mit Valentin kann ich mir das Leben nicht anders als glücklich denken. Ich bemühe mich, mir Anfechtungen und Trübsale zu denken; ich bilde mir ein, ich säße mit ihm im Gefängniß, der Wind wehete zu zerbrochenen Fenstern herein, der Regen käme durch das verfallene Dach und tröpfelte auf den kahlen Fußboden; aber selbst das schauerlichste Bild, welches ich malen kann, erscheint mir nicht mehr so, sobald Valentin einen Theil davon bildet. Wir würden die zerbrochenen Fenster mit Lumpen und Papier verstopfen, den Regen würden wir mit unsern Taschentüchern aufwischen und neben einander

sitzen und von der Zukunft sprechen gerade so wie wir jetzt thun. So lange wir beisammen wären, könnte die Hoffnung uns niemals untreu werden.

Zuweilen aber, wenn ich Valentin ansehe, erwacht in mir plötzlich der Gedanke, daß er sterben könnte, und dieser Gedanke berührt mein Herz wie eine Hand von Eis. Des Nachts liege ich zuweilen wach und denke hieran und an den frühzeitigen Tod meines Vaters. Er kam eines Nachts mit einer Erkältung nach Hause und von dieser Stunde an ward es mit ihm schlimmer, bis er starb. Ach denke, wie bei einem solchen Unglück es einer Gattin zu Muthe sein muß! Zum Glück für meine Mutter ist sie keines gewaltigen Schmerzes fähig. Sie war sehr betrübt und selbst jetzt noch, wenn sie von meinem Vater spricht, weint sie ein wenig, aber die Thränen schaden ihr nichts. Ich glaube sogar, dieselben bereiten ihr vielmehr eine Art von Genuß.

„Sieh nur, liebe Freundin, was für einen langen egoistischen Brief ich Dir da doch geschrieben habe. Ich will Dir nun weiter nichts mehr sagen als daß, während es mir Freude macht, an Dein Vergnügen unter neuen Freunden und Umgebungen zu denken, mein selbstsüchtiges Herz sich fortwährend nach der Stunde sehnt, welche Dich zu mir führen wird.

In Deinem nächsten Briefe vergieß nicht, mir ausführlich über Deine Töchter zu schreiben.

Deine Dich stets liebende

Charlotte.

Diana Paget an Charlotte Halliday.

Beaubocage, bei Vevinord, den 30. März 186—.

Meine liebe Lotta, — In drei Tagen hoffe ich wieder bei Dir zu sein, dennoch aber muß ich wohl mein Versprechen halten und Dir einen treuen Bericht über mein Leben hier senden.

Alle sind freundlicher gegen mich als ich es mit Worten erzählen kann und es bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig, als daß Du hier wärest um Dich der Frische und Seltsamkeit dieser ganzen Umgebung zu freuen. Wenn ich jemals wirklich Madame Lenoble werde — denn selbst jetzt kann ich mir noch gar nicht denken, daß dies der Fall sein wird — so mußt Du mit Valentin nach Côtenoir kommen.

Vorgestern führte man mich durch sämmtliche Zimmer des alten Schlosses und ich bezeichnete in Gedanken sofort diejenigen, die ich Dir einzuräumen gedenke. Es sind sehr alte Zimmer und ich kann mir vorstellen was für sonderbare Leute in der Vergangenheit hier gewohnt haben müssen und

vielleicht hier gestorben sind. Wenn Du aber kommst, so werde ich alles recht schön und freundlich machen lassen und wir wollen die Schatten des Mittelalters hinwegscheuchen. Es giebt hier alte Gemälde, alte musikalische Instrumente, sonderbare spindelbeinige Stühle und Tische, Tapeten, welche in Staub zerfallen, wenn man sie anrührt — die Asche und Reliquien vieler Generationen. Gustav sagt, wenn ich nach Côtenoir komme, so sollen diese armseligen Spuren hinweggefegt und ein neues Leben begonnen werden, ich aber kann mich nicht recht wohl damit einverstanden erklären, daß jede Spur der Füße verwischt werde, welche die dunkeln Corridors meiner künftigen Heimath durchwandelt haben.

Und nun muß ich Dir von meinen künftigen Töchtern erzählen. Die älteste habe ich schon so liebgewonnen, daß selbst ein Bruch zwischen Gustav und mir sie nicht meiner Zuneigung berauben könnte. Sie ist das liebenswürdigste Wesen, welches man sich denken kann und erinnert mich an Dich. Du wirst wahrscheinlich darüber lachen, aber merke wohl, ich sage nicht, daß Clarice Lenoble in Bezug auf Gesicht und Hautfarbe Aehnlichkeit mit Dir habe, diese Aehnlichkeit liegt vielmehr tiefer. Clarice's Züge haben nämlich einen Ausdruck, der mich dann und wann an die Deinigen erinnert. Du

wirst sagen, es sei dies blos Einbildung, und anfangs dachte ich dies selbst. Später aber fand ich, daß es keine Einbildung, sondern wirklich eine jener unbestimmten, unbeschreibbaren, zufälligen Aehnlichkeiten ist, die man so oft sieht. Mir scheint dies ein sehr glücklicher Zufall zu sein, denn mein erster Blick auf das Gesicht meiner Tochter sagte mir, daß ich sie um Deinetwillen lieben würde.

Vorgestern waren wir in dem Kloster. Es ist ein merkwürdiges altes Gebäude, früher ein stattliches Schloß und Wohnsitz einer adligen Familie.

Eine kleine Thürhüterin im schwarzen Gewande einer Laienschwester ließ uns ein und führte uns in das Sprechzimmer, ein schönes altes Gemach mit von Nonnen gemalten Heiligenbildern. Hier wurden wir, Gustav und ich, von der Priorin empfangen, einer schon bejahrten Frau von sanften frommen Zügen und einer ruhigen würdevollen Anmuth des Benehmens, die einer Herzogin anstehen würde. Sie schickte nach den Schwestern Lenoble und nach Verlauf einer Viertelstunde — Du wirst Dich der Toilette erinnern, welche die Schülerinnen in Hyde Lodge machen mußten, ehe sie sich im Salon zeigen durften — trat die ältere meiner zukünftigen Töchter ein — ein langes,

schlankes, liebliches Mädchen, welches mich sofort an die theuerste Freundin erinnerte, die ich auf dieser Welt habe. Sie eilte erst auf ihren Papa zu und begrüßte ihn durch eine stürmische Umarmung, dann stand sie einen Augenblick lang da und betrachtete mich mit schüchternen, zweifelhaften Blicken. Doch nur einen Augenblick lang ward sie in Zweifel gelassen. Gustav bückte sich um ihr etwas in's Ohr zu flüstern, etwas, worauf seine Briefe sie schon einigermaßen vorbereitet hatten. Ihr schönes jugendliches Antlitz verklärte sich, die hellen grauen Augen blickten liebreich zu mir auf und sie kam auf mich zu und küßte mich. „Ich werde Dich sehr liebgewinnen," flüsterte sie. „Und ich habe Dich schon liebgewonnen," antwortete ich in derselben vertraulichen Weise. Ich glaube diese wenigen Worte und dieser eine vertrauensvolle Blick in diesen unschuldigen Augen knüpfte zwischen uns ein Band, welches nicht so leicht wieder zu lösen sein dürfte.

„Nach einer Weile erschien auch meine zweite Tochter, ein liebes, munteres, zutrauliches Wesen, und dann fragte die Priorin, ob ich den Garten in Augenschein nehmen wollte. Natürlich sagte ich Ja und wir wurden durch die langen Corridors hinaus in einen schönen alten Garten geführt, wo die Schülerinnen, die wie die von Hyde Lodge in's

Französische übersetzt aussahen, in gewohnter Weise herumtollten.

Nachdem wir den Garten gesehen, gingen wir in die Kapelle, wo es noch mehr Heiligenbilder, mit Blumen geschmückte Altäre und in dem kalten Sonnenschein mattbrennende Kerzen gab. Hier waren Beterinnen von jedem Alter bis zu fünf Jahren herab versammelt und die Kleinen blickten uns, als wir vorübergingen, verstohlen an.

Als man uns Alles gezeigt hatte, was ein besonderes Interesse darbieten konnte, eilten Clarice und Madelon fort um die Kleider zu wechseln und uns dann nach Côtenoir zu begleiten, wo wir diniren wollten. Es war ein förmliches Familienmahl. Mademoiselle Lenoble war da eben so wie Papa. Er war in Côtenoir angelangt, während Gustav und ich unsern Besuch im Kloster machten. Er ist in der besten Laune und begegnet mir mit einer Liebe und Artigkeit, wie ich sie von ihm nur selten erfahren. Natürlich ist die Ursache dieser Veränderung mir bekannt. Die künftige Herrin von Côtenoir ist eine ganz andere Persönlichkeit, als das unglückliche Mädchen, welches ihm blos zur Last war. Während ich ihn aber verachte, kann ich doch auch zugleich nicht umhin, ihn zu bemitleiden. Dem Alter verzeiht man Alles und mein Vater ist sehr alt, Lotta. Ich sehe dies jetzt

hier, wo er den Ton und das Wesen eines Weltmanns zu behaupten bemüht ist, mehr als ich es in London sah, wo er krank war. Er hat sich, seitdem wir in Forêtdechêne waren, sehr verändert. Es scheint als hätte er die Zeit sehr lange im Schach gehalten, aber nun läßt sich der gemeinsame Feind der gesammten Menschheit nicht mehr zurückdrängen.

Mein Vater hält sich dabei nach Art alter Militairs immer noch strammer und aufrechter als viele Männer, die erst halb so alt sind als er, trotzdem aber sehe ich, daß er sehr schwach ist und daß der lange Kampf mit Schwierigkeiten aller Art seine Kräfte aufgezehrt hat. Ich freue mich, daß es nun endlich einen Hafen für ihn geben wird, und wenn ich Gustav nicht schon dafür, daß er mir eine Heimath und Stellung in der Welt gegeben, von ganzem Herzen dankte, so würde ich dies dafür thun, daß er meinem Vater ein Obdach gewährt.

Und nun, Theure, da ich so bald wieder bei Dir zu sein hoffe, will ich nichts weiter hin zu fügen. Papa und ich werden auf dem Rückwege einen Tag in Rouen zubringen. Gustav bleibt in der Normandie um allerhand Arrangements zu treffen, ehe er nach England zurückkommt. Ich weiß nicht, in welchen Geschäftsbeziehungen er zu Papa steht,

dieselben scheinen aber in ein sehr günstiges Stadium getreten zu sein, denn mein Vater ist in ungemein gehobener Stimmung.

In Rouen werde ich die Kathedrale und die übrigen Kirchen besichtigen; auch werde ich es möglich machen, die Kaufläden zu besuchen und Dir etwas hübsches mitzubringen: Papa hat mir Geld gegeben — das erste, welches ich jemals unverlangt von ihm bekommen. Ich bezweifle allerdings nicht, daß es von Gustav herrührt, aber ich nehme es an, ohne mich deswegen gedrückt zu fühlen. Gustav's Gemüth ist einmal ein wahrhaft königliches und bestimmt, überall Segen zu verbreiten und Wohlthaten auszustreuen.

Deiner Mutter sage, ich würde ihr das schönste Häubchen mitbringen, welches ich in Rouen finden kann. Ich bleibe wie immer Deine Dich liebende

Diana.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Gustav in England.

Fünftes Buch.

Der erste Akt von Mr. Sheldon's Drama.

Sechstes Buch.

Diana in der Normandie.